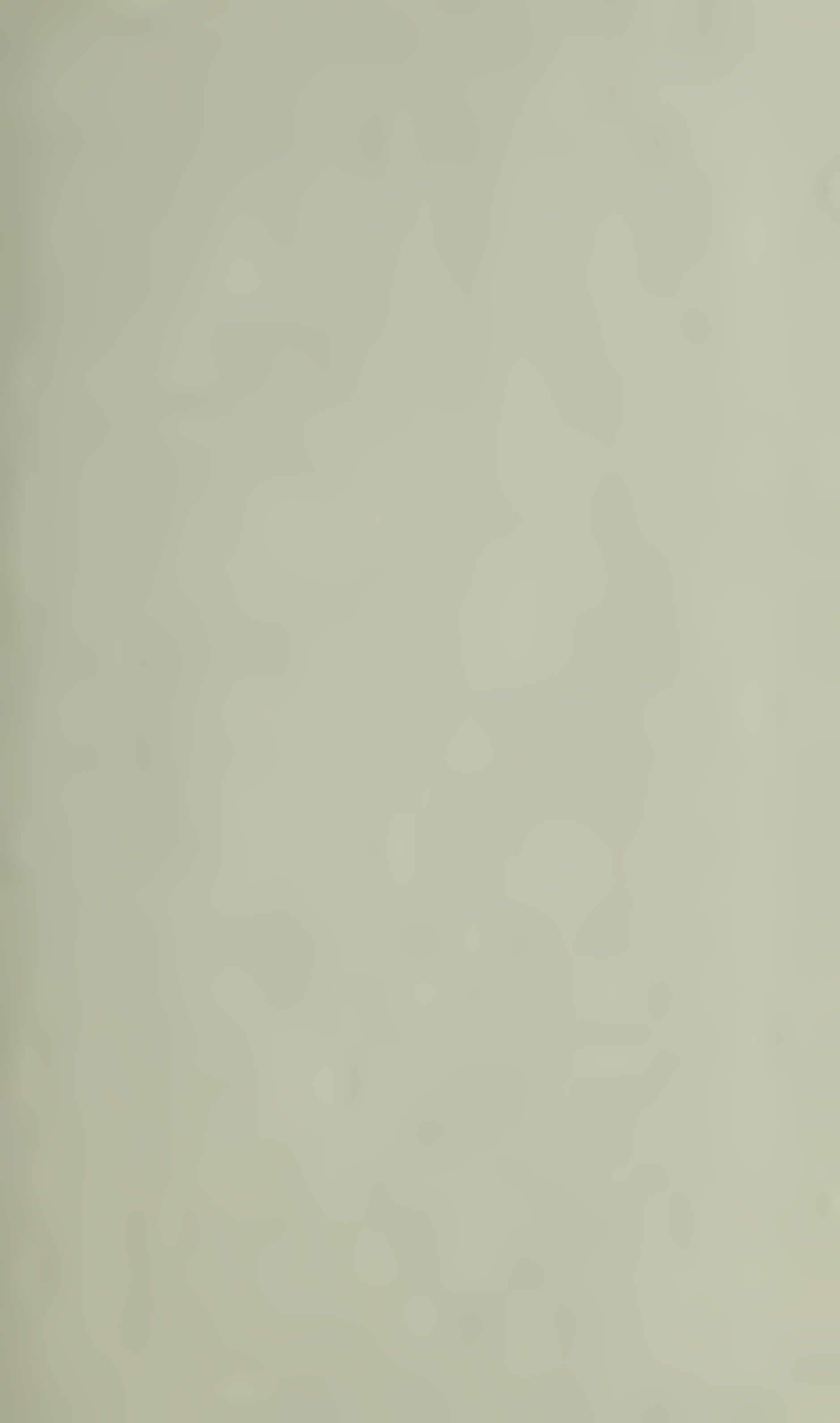








Thomas von Chantimpré.

Von

Alexander Kaufmann.



Köln, 1899.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.



Vorbemerkung.

In dem feinsinnigen Nachruf, welchen Hermann Hüffer dem Fürstlich Löwenstein-Wertheim-Rosenbergischen Archivrat Alexander Kaufmann (geb. zu Bonn, 14. Mai 1817, gest. zu Wertheim 1. Mai 1893) bald nach seinem Tode widmete[1]), wird am Schluß das „beinahe druckfertige Manuskript" einer „im Auftrage des Görresvereins zur Ausführung gebrachten Bearbeitung des für die Kulturgeschichte des 13. Jahrhunderts so überaus wichtigen Werkes De rerum natura" [2]) erwähnt, „das den Thomas Cantipratanus, einen geistesverwandten Zeitgenossen des Cäsarius (von Heisterbach) zum Verfasser hat. Eine zweite umfangreiche Handschrift enthält Quellenangaben zu Cäsarius und Thomas".

In der That hat A. Kaufmann schon lange vor seinem Ende dem Vorstand der Görresgesellschaft seinen Plan unterbreitet, Leben und Schriften des belgischen Dominikaners monographisch zu behandeln[3]). Aeußere Umstände haben es veranlaßt, daß der betreffende Teil des Nachlasses erst Ende v. Js. an den Unterzeichneten gelangte. Dank dem freundlichen Entgegenkommen der Witwe K.'s, Frau Archivrätin Mathilde K. zu Würzburg, wurde in wenigen Wochen eine Vereinbarung getroffen, deren Frucht die nachstehende Veröffentlichung bildet.

Das mir übergebene Material[4]) besteht aus folgenden Teilen:

---

[1]) Köln. Zeitung vom 14. Mai 1893 Nr. 398. Dann zusammen mit dem Nachruf für Hermann Schaaffhausen in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 56. Heft (1893) S. 189 ff.

[2]) Hier liegt eine Verwechslung vor, da die Bearbeitung sich fast ausschließlich mit dem Liber apum oder Bonum universale des Thomas befaßt und die Schrift De rerum natura nur streift.

[3]) Schon 1884 (Annalen d. histor. Vereins 41, S. 54 Anmerk.) schreibt er: „Ueber Thomas von Chantimpré hoffe ich eine Arbeit zu liefern, die sich an Cäsarius anschließen und ein Gegenstück zu dem Buche über diesen bilden soll."

[4]) Während des Druckes gingen mir aus K.'s Nachlaß noch zu: Collationierte Abschrift aus cod. membr. R. 174 der Breslauer Stadtbibliothek, lib. XIV. der Schrift de rebus naturalibus (d. h. de rerum natura). — Correspondenz über Thomas 1879 bis 1888. — Ein Folioheft Auszüge aus Jakob v. Vitry, der Hist. lit. de la France, der Biogr. univ. und Quétif et Echard I. — Einige Conceptblätter, die mehrfach in den Anmerkungen noch benutzt werden konnten.

1) Die ausgearbeitete Monographie, 192 doppelt beschriebene Quartblätter, von der Hand der Frau K., hier und da mit kleinen Aenderungen und Zusätzen des Verfassers. Dann sieben Packete Kollektaneen zu Thomas, nämlich:

2) Zur Biographie (anderer Titel: Leben und Schriften, deren Quellen, Handschriften, Drucke ꝛc.).

3) Urteile über Thomas.

4) Litterar-Geschichtliches, das mit Thomas näher in Verbindung steht.

5) u. 6) Personen und Sachen, sehr umfangreiche Quellen- und Litteratur-Auszüge, nach Stichworten alphabetisch geordnet.

7) u. 8) Naturwissenschaftliches, wieder alphabetisch geordnet nach Stichworten wie Löwe, Affe, Taube, Aerzte usw.

Schon eine flüchtige Durchsicht ergab, daß die Sammlungen Nr. 2—8 auf breiter Grundlage angelegte Vorarbeiten sind. Mit dem ganzen Bienenfleiß und der vollen Erudition, die auch den Bearbeiter des Cäsarius von Heisterbach auszeichnet, hat K. hier eine ungeheuere Fülle von Material, nicht bloß zur Bearbeitung des Thomas, sondern zur Kultur- und Litteratur-Geschichte des Mittelalters überhaupt zusammengetragen. Vieles davon steht mit dem eigentlichen Gegenstand nur in loser oder gar keiner Verbindung. Die kurze Erwähnung eines Namens, die flüchtige Berührung eines legendarischen ꝛc. Themas bei Thomas hat genügt, um K. zu umfassenden Nachforschungen zu veranlassen, deren Ergebnisse in zahllosen Fällen mit Thomas nicht das Mindeste mehr zu thun hatten. Manchmal sind größere Artikel und Abhandlungen aus Zeitungen und Zeitschriften eingelegt, die lediglich durch ihre Beziehung zu dem betreffenden Stichwort sein Interesse erregten, aber für den nächsten Zweck, zu dem er diese Sammlungen anlegte, gar nicht in Betracht kommen konnten. Für mittelalterliche Kultur- und Litteratur-Geschichte, für Hagiographie, Sagenforschung usw. bilden sie eine ausgezeichnete Fundgrube, für die Monographie über Thomas sind sie großenteils ohne Wert.

Andere Umstände treten hinzu, infolgederen erhebliche Teile dieser Vorarbeiten bei der Herausgabe ausscheiden mußten. Die Nummern 7 und 8 (Naturwissenschaftliches) sind in der ausgearbeiteten Monographie fast gar nicht berücksichtigt worden, obwohl K. ohne Zweifel auch dieses Gebiet berücksichtigen wollte[1]). Anderes ist wörtlich oder nahezu wörtlich in die Monographie übergegangen (so die meisten Auszüge aus Thomas) oder von K. selbst in den Noten zu seinen „Wunderbaren und denkwürdigen Geschichten aus den Werken des Cäsarius von Heisterbach“ [2]) veröffentlicht worden.

---

[1]) In den Concepten findet sich ein Folioblatt mit den Worten: „Zehnter Abschnitt. Thomas als Naturforscher“. Später hat K. die Worte „als Naturforscher“ gestrichen und dafür eingesetzt: „und die Naturkenntnisse seiner Zeit“. Dieses Kapitel sollte sich also unmittelbar an das neunte Kapitel „Mythe, Sage, Legende und Novelle“ anschließen, welches jetzt durch Wegfall des schon anderswo (vgl. unten) gedruckten Kapitels über das Bürger- und Bauernleben zum achten geworden ist.

[2]) Heft 47 u. 53 der Annalen d. histor. Vereins f. d. Niederrhein (1888 u. 1891).

Bei dieser Sachlage empfahl sich eine Ergänzung der Monographie (Nr. I) aus dem sonstigen Material. Fraglich konnte nur der Umfang dieser Ergänzung sein. Das Manuskript der ersten neun Kapitel war druckfertig bis auf den Apparat; außer den zahlreichen Verweisungen auf den Liber apum waren nur wenige Citate in den Text eingesetzt, Anmerkungen fehlten gänzlich. In den zahlreichen Fällen, wo der Text deutlich erkennen läßt, daß K. eine Anmerkung beizufügen beabsichtigte, hat sich der Stoff zu einer solchen fast regelmäßig in den Kollektaneen gefunden.

Wiederholt fand sich das Nötige auch in K.'s Anmerkungen zu seiner Bearbeitung des Cäsarius, die ebenfalls zum großen Teil auf den Kollektaneen beruhen. Nur hier und da habe ich kleine Zusätze aus Eigenem gemacht. Der Text ist so gut wie unverändert geblieben, nur habe ich einige von K. in den Text eingeschobene Verweisungen in die Anmerkungen verwiesen.

Ich habe mich bei diesen Ergänzungen im wesentlichen auf das mir unentbehrlich Scheinende beschränkt. Wäre es K. vergönnt gewesen, selbst die letzte Hand an sein Manuskript zu legen, so würde er den Apparat wahrscheinlich umfangreicher gestaltet haben. Aber eine Vervollständigung in der Art, wie sie ihm vorgeschwebt haben dürfte, würde eine gründliche Durcharbeitung der Kollektaneen, eine umfassende Heranziehung der einschlägigen Litteratur und damit einen erheblich größeren Aufwand an Zeit und Mühe erfordert haben, als es mir möglich war.

Auch wird ein Zweifel gestattet sein, daß Thomas an sich — genauer gesagt sein Bienenbuch — eine Bearbeitung mit umfassendem gelehrten Apparat verdient. Dafür ist die seltsame, wenn auch interessante Schrift doch zu untergeordnet, und die kulturgeschichtlich wichtigen Elemente derselben können beispielsweise den Vergleich mit dem Gehalt des Wundergesprächs des Cäsarius nicht entfernt aushalten. Daß viel Wesentliches fehlt, glaube ich nicht[1]. K. hat bis in die letzten Jahre an Thomas gearbeitet; das wenige Wochen vor seinem Tode erschienene Bruchstück „Thomas von Chantimpré über das Bürger- und Bauernleben seiner Zeit"[2] ist ja das letzte gewesen, was aus seiner Feder gedruckt vorliegt[3].

---

[1]) E. Bergers von K. nicht benutzte Schrift (Thomae Cantipr. Bonum univ. de apibus quid illustrandis saeculi XIII. moribus conferat. 1895) war mir allerdings schon vor Beginn des Druckes (durch freundliche Mitteilung von Prof. Grauert in München) bekannt, konnte aber trotz allen Bemühungen der Leitung der Kölner Stadtbibliothek bis zur Drucklegung des ersten Bogens nicht beschafft werden.

[2]) Vgl. Meyer, Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue (3.) Folge, 3. Jahrgang (1893), S. 289—301. Der Abdruck stimmt mit dem Manuskript der Monographie buchstäblich überein; wie eine Reihe von Anzeichen ergiebt, ist das Manuskript direkt zum Druck verwendet worden. K. hat lediglich einige Anmerkungen beigefügt, die Stellen für dieselben sind im Manuskript von seiner Hand bezeichnet. Bei dieser Sachlage habe ich dieses Kapitel einfach weggelassen.

[3]) Hüffer in den Annalen d. histor. Vereins, Heft 56, S. 203.

Nach dem Gesagten bitte ich, meinen bescheidenen Anteil an dieser Veröffentlichung wohlwollend zu beurteilen. Eine irgendwie selbständige wissenschaftliche Leistung lag nicht in meiner Absicht; fast jede Zeile dieses Büchleins ist das geistige Eigentum des Verstorbenen. Meine Aufgabe war nur, durch die allernotwendigsten Ergänzungen die baldige Drucklegung zu ermöglichen und damit eine Pietätspflicht der Görresgesellschaft gegen diesen liebenswürdigen Dichter und tüchtigen Gelehrten zu erfüllen.

Köln, im März 1899.

Hermann Cardauns.



I. Biographische Notizen.

In der berühmten Rede über den hl. Franz von Assisi und dessen Orden, welche Dante (Parad. XI) dem hl. Thomas von Aquino in den Mund legt, spricht der Heilige über den Orden, welchem er selbst angehörte, den der Predigermönche, einen scharfen Tadel aus: „Nach neuer Speise lüstern, entfernten sich nicht wenige Schäflein aus der Herde ihres Stifters, des hl. Dominikus, und verirrten sich weit ab vom alten Geleise, auf welches der große Stifter ihres Ordens sie gewiesen hatte." Doch fügte er der vielleicht allzu strengen Rüge die Worte bei:

„Wohl giebt's noch welche, die den Schaden scheuen,
Sie folgen angeschmiegt dem Hirten nach."

Dieser Schar der Getreuen würde sich jedenfalls der Mann, mit welchem wir unsere Leser bekannt zu machen beabsichtigen, angeschlossen haben, wäre sein Leben in die Zeit des großen Florentiners gefallen; er hatte jedoch das Glück, die glänzendste Periode seines Ordens mitzuerleben: er war, wenn nicht einer der Letztgeborenen des 12., so doch vermutlich einer der Erstgeborenen des 13. Jahrhunderts.

Jener Mann war der oft genannte, aber ebenso oft verkannte Predigermönch Thomas von Chantimpré.

Mancher Leser wird bei diesem Namen erschrecken, denn fast mehr noch als sein Geistes- und Zeitgenosse Cäsarius von Heisterbach gilt unser Thomas als einer der größten Finsterlinge seines „finsteren Jahrhunderts", als einer der entsetzlichsten Fanatiker seines „fanatischen" Ordens, als der eigentliche Vertreter des krassesten Wunder- und Aberglaubens. Für uns Menschen des 19. Jahrhunderts ist er freilich eine wunderliche Erscheinung; der Dunstkreis, in welchem er lebte und sich bewegte, ist für uns oft ein unheimlicher; fassen wir ihn jedoch im Geiste seines Zeitalters auf, so dürfte uns manches in milderem Lichte

erscheinen, und beurteilen wir ihn vorzüglich nach seinem bekanntesten Werke, dem Buch vom Bienenstaat, so werden wir vielen seiner Anschauungen, vor allem seinem Eifer für sittliche Ordnung in Staat, Kirche und Volksleben unsere Anerkennung nicht versagen können. Nehmen wir hinzu noch einiges, was er aus seinen persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen mitgeteilt hat, so wird er uns als Mensch nahe treten und sogar unsere Zuneigung gewinnen; es fehlt ihm nicht an Humor, und im Verkehr mit den Menschen scheint ihm eine gewisse Jovialität und Liebenswürdigkeit eigen gewesen zu sein. Die Vorliebe für allerlei Wunder, für Visionen und Träume, für Teufels- und Geisterspuk teilte er mit der größeren Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Thomas war übrigens nicht rein phantastischer Natur; er beachtete und beobachtete auch die wirkliche Welt, und so wurde er, was erst in neuerer Zeit bekannter geworden ist, einer der einflußreichsten Naturforscher des Mittelalters. Als solcher hat er noch bis ins 16. Jahrhundert eine stille, aber nachhaltige Wirkung ausgeübt, und bedeutende Gelehrte unserer Zeit haben ihn nach dieser Seite gewürdigt — Gründe genug, diesen Mann einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen und das Bild desselben im Rahmen seiner Zeit einem weiteren Leserkreise vorzuführen.

Die Angaben über das Geburtsjahr unseres Thomas schwanken zwischen 1186 und 1210; als Geburtsort gilt Leeuwis St. Pieter bei Brüssel. Sehen wir, das Geburtsjahr betreffend, von der Angabe des Miräus, Thomas sei 1186 geboren, als einer zu früh gegriffenen ab, so kommt zunächst das Jahr 1210 in Betracht, für welches sich der größte Kenner unseres Autors, Colvenerius [1]), entschieden hat; ihm hat sich Carus, „Geschichte der Zoologie“, Seite 212, angeschlossen. Die meisten Schriftsteller, welche Biographisches über Thomas gebracht haben, entscheiden sich jedoch für das Jahr 1201 [2]). Kirsch [3]) erklärt sich gegen 1201 und nimmt an, Thomas sei um 1198 geboren. Diese weit auseinandergehenden Annahmen bezüglich des Geburtsjahres bringen auch hinsichtlich der weiteren Zeitangaben in der Lebensgeschichte unseres Thomas die größte Verwirrung hervor. Im folgenden ist 1201 als Ausgangspunkt für die ferneren Zeitangaben angenommen.

[1]) Vita des Th. in: Thomae Cantipratani Miraculorum et exemplorum memorabilium sui temporis libri duo. Opera et studio Georgii Colvenerii. Duaci 1605.

[2]) So Quétif und Echard in den Script. ord. Praedic., Daunou in der Hist. lit. de la France und der Biogr. univ., Ernst Meyer in der Geschichte der Botanik, IV, 93, Franz Pfeiffer, Konrad von Megenbergs Buch der Natur (Stuttgart 1861), Verwijs in seiner Ausgabe von Maerlants der Naturen Bloeme u. and.

[3]) P. Kirsch. Des Th. v. Ch. Buch der Wunder und denkwürdigen Vorbilder. Jenaer Diss. (Gleiwitz 1875) S. 5.

Von seinem Vater redet Thomas an zwei Stellen. In der höchst interessanten Mitteilung im „Bienenbuch“ (Bonum universale) II, 37, § 28 über „eine alte Merkwürdigkeit der Bretagne“, die berühmte Wunderquelle von Baranton, fügt Thomas bei: „Dasselbe habe ich von meinem Vater, der unter König Richard von England (1189—1199) Kriegsdienste gethan hat, vor vierzig Jahren gehört.“

Wichtiger für die Person und den Entwickelungsgang unseres Autors ist folgende Erzählung, welche er a. a. O. II, 53 mitgeteilt hat: „Als ich, so erzählte mir mein Vater oftmals unter Thränen, über Meer fuhr, um das heilige Land und die Stadt Jerusalem zu besuchen, kam ich zu dem Berge, welcher der schwarze heißt; auf demselben leben viele heilige Eremiten, welche eifrig Gott dienen. Nachdem ich einem derselben gebeichtet hatte, sagte er mir u. a., wenn ich einen Sohn hätte, diesen studieren ließe und derselbe einst als würdiger Priester Gott dienen würde, so könnte mir dies zu großem Segen gereichen.“

Dies war die Veranlassung, daß Thomas zum geistlichen Berufe bestimmt wurde.

An derselben Stelle bemerkt er ferner: „Christus sei mein Zeuge, daß, wenn ich hin und wieder verhindert war, für meinen Vater zu celebrieren, dieser mit aufgehobenen Händen und mit Wunden bedeckt mir im Traume erschien und mir Vorwürfe machte, daß ich seiner armen Seele nicht zu Hülfe komme.“

Die Biographen nehmen an, Thomas' Vater habe die Fahrt über Meer im Dienste des Königs Richard gemacht; diese Dienste kann er aber auch in den französischen Besitzungen des Königs geleistet und die Pilgerfahrt auf eigene Hand unternommen haben, „um das heilige Land und die Stadt Jerusalem zu besuchen“.

An einer anderen Stelle des Bienenbuches (II, 53, § 17) hören wir eine Sage aus der Familie des Thomas: „Was ich jetzt berichten will, hat mir meine Mutter erzählt. Der Erstgeborene meiner Großmutter war ausgezeichnet begabt und schön. Er starb, und die Mutter war untröstlich; vielleicht ahnte sie auch Schlimmes für die Zukunft, denn sie besaß noch einen anderen Sohn, welcher, durch die Eitelkeiten der Welt verführt, ein großer Verschwender geworden war. Als sie sich nun, wie gesagt, über den Tod des Erstgeborenen nicht trösten konnte und beständig um ihn jammerte, glaubte sie einmal auf einem Wege eine Reihe von Jünglingen zu sehen, die frohen Sinnes einherschritten. Bei diesem Anblick dachte sie wieder an ihren Sohn, und da sie ihn nicht unter den Fröhlichen erblickte, fing sie wieder an bitterlich zu weinen. Siehe, da kam nach ihnen noch ein junger Mann, der sich langsamen Schrittes fortbewegte, und sie erkannte in ihm ihren Erst-

geborenen. Da klagte sie laut auf: »Woher kommt es, lieber Sohn, daß du so allein und langsam hinter den anderen einherschleichst?« Er aber zeigte ihr sein Kleid, das schwer von Nässe war, und sagte: »Siehe, Mutter, das sind die Thränen, welche du unnötiger Weise um mich vergossen hast, und ihre Schwere hindert mich, den andern zu folgen. Um Gotteswillen höre auf, um mich zu weinen; dagegen schütte dein Herz aufrichtig und fromm vor dem hl. Opfer des Leibes Christi aus und gieb für mich Almosen an die Bedürftigen; dann werde ich von der Last befreit, die jetzt mich drückt.«"

Endlich hören wir noch (II, 49) von einer dritten Persönlichkeit aus dem Verwandtenkreise unseres Thomas, von einer Muhme väterlicherseits, die, als Thomas sie aufsuchte und sprach, 130 Jahre alt gewesen sein soll (!?). Sie berichtete ihm einen wunderbaren Vorfall, der sich in ihrem Heimatdorfe Leeuwis zugetragen haben soll und sich auf die dortigen Ritterspiele bezieht. Im Bereich dieser Pfarrei, wo sich jetzt kaum noch ein einziger Ritter aufhalte, hätten ehedem 60 Ritter gewohnt, denen eine besondere Weise, ihre ritterlichen Uebungen abzuhalten, eigen gewesen sei. Auffallend ist in dieser Erzählung, daß nicht bemerkt wird, Thomas' Vorfahren hätten einer dieser Familien angehört, und noch auffallender, daß Thomas bei dieser Gelegenheit Leeuwis nicht als seinen eigenen Geburtsort bezeichnet.

Wie Cäsarius von Heisterbach, so erzählt auch Thomas hin und wieder Vorfälle aus seiner Knaben- und Jünglingszeit. Als Knabe sah er einmal einem ausgelassenen Tanze zu. Nach Beendigung desselben balgte sich eine der Tänzerinnen mit einem verheirateten Manne — da sank sie plötzlich entseelt zu Boden. (Bon. univ. II, 29, § 15.) Dieser erschreckende Vorfall mag dazu beigetragen haben, den Widerwillen unseres Thomas gegen ausgelassene Tänze jeder Art wachzurufen. Mit Vorliebe gedenkt er mancher seiner Jugend- und Studiengenossen und entwirft uns namentlich das Bild eines derselben, welcher ein musterhafter Priester und Seelsorger geworden ist. Wir werden später auf denselben zurückkommen.

Wie wir bereits gesehen haben, wurde Thomas durch ein Gelöbnis seines Vaters dem Priesterberufe gewidmet; wir dürfen jedoch aus seiner ganzen Veranlagung den Schluß ziehen, daß er auch ohne jenes Gelübde den geistlichen Stand erwählt haben würde. Im Alter von fünf Jahren kam er zur Schule in eine bischöfliche Stadt und blieb dort seiner eigenen Angabe nach (I, 19, § 10) elf Jahre lang; diese Stadt war Lüttich. Nimmt man 1201 als Geburtsjahr an, so hätte er daselbst von 1206 bis 1217 gelebt.

In der Zeit, da Thomas die Schule zu Lüttich besuchte, war die alte, seit mehr als zwei Jahrhunderten ihrer Gelehrsamkeit wegen hochberühmte Bischofsstadt immer noch ein Mittelpunkt geistigen Lebens, und zwar nicht für Lothringen allein, über ganz Deutschland und bis England hin erstreckte sich ihr Einfluß, und noch in dem Zeitraum, um welchen es sich hier handelt, zeichnete sie sich durch litterarische Thätigkeit aus. Wir erinnern an Reiner von Lüttich, an Gilles d'Orval u. a. Politisch war dieser Zeitraum stürmisch bewegt; die Kriegstüchtigkeit der Lütticher bewährte sich in den Kämpfen mit dem Herzog von Brabant, und der zweite Triumphus S. Lamberti, d. h. der glänzende Sieg, welchen die Lütticher, Vasallen und Zünfte, unter ihrem Bischof Hugo Pierrepont am 13. Oktober 1213 bei Steppes über das herzogliche Heer davontrugen — eine Rache für die Plünderung der Stadt im vergangenen Jahre —, war ein Ereignis, das in den weitesten Kreisen Aufsehen erregte. Auf den jungen Thomas haben diese Vorfälle ohne Zweifel Eindruck gemacht; doch wird derselben in keiner seiner Schriften gedacht. Wichtiger für seine Entwickelung und seinen späteren Lebensgang war der Umstand, daß er in Lüttich den später so berühmt gewordenen Jakob von Vitry predigen hörte und für diesen seinen großen Zeitgenossen, den späteren Kreuzprediger, Bischof von Accon und Kardinal, von lebhaftester Bewunderung erfüllt wurde. Er trat ihm auch persönlich nahe und hat ihm sein ganzes Leben lang die innigste Anhänglichkeit bewahrt.

Welche Schulen er besucht, welchen Studien er besonders obgelegen, an welche Lehrer er sich angeschlossen hat, über alles dieses fehlen uns genauere Angaben. Bald nach Beendigung seiner Studien in Lüttich erhielt er ein Kanonikat in dem 1180 von einem Priester Johannes errichteten Chorstift der regulierten Augustiner zu Chantimpré oder Cantimpré. Dasselbe lag nahe bei der Stadt Cambray und bestand bis 1580, in welchem Jahre es den Kriegsdrangsalen der Zeit zum Opfer fiel. Der Name Cantipratum wurde als Cantus in prato gedeutet: „Ehemals sang in dieser entzückenden Einsamkeit die Jugend ihre Liebe; jetzt singt man darin das Lob des Allerhöchsten." Der Gründer und erste Abt, der oben erwähnte Priester Johannes, mit dem Zunamen Bonus valetus (Bonvalet?), war Gelehrter und Dichter; man schreibt ihm das Distichon zu:

„Felix mater ave, qua mundus solvitur a vae,
Quae genitricis Evae vae facis esse breve."

Unser Thomas hat, wie wir später erfahren werden, die Lebensgeschichte desselben geschrieben; nebenbei bemerkt, seine erste litterarische Arbeit, die er jedoch erst in höherem Alter zum Abschluß brachte.

In einem Schreiben an den Abt Anselm von Chantimpré giebt Thomas an, er habe auf dem dortigen Kanonikat 15 Jahre zugebracht, also etwa bis 1232.

In die Zeit seines dortigen Aufenthaltes fällt ein Wunder oder Abenteuer, das wir in der eigenen Darstellung des Autors mitteilen wollen; es gewährt einen kleinen Einblick in das dortige Leben.

„Mir selbst ist etwas Merkwürdiges vorgekommen, das ich nicht erzählen würde, wenn es nicht doch schon vielen bekannt geworden wäre. Im Monat August war unser Stiftspersonal eifrig mit der Ernte beschäftigt; da nahmen ich und ein Diakonus, nachdem wir gefrühstückt hatten, ein Netz und gingen zu einem großen Weiher, um uns dort mit Fischen die Zeit zu vertreiben; ich schickte jedoch den Diakonus wieder heim, damit er das Haus bewache, und bestieg allein ein Schiffchen, um zu fischen. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, konnte ich den ganzen Tag über nichts fangen und war gegen Sonnenuntergang schon bereit, unverrichteter Sache nach Hause zu gehen. — Siehe, da kam der Diakonus mit drei Minoriten, die er als Gäste aufgenommen hatte. Ich freute mich sehr, als ich sie erblickte, und ohne sie zu begrüßen, rief ich ihnen fröhlich zu: »Ich habe den ganzen Tag nichts gefangen; in eurem Namen aber will ich das Netz noch einmal auswerfen.« Nachdem ich den Strick, den der eine trug, an das Seil des Netzes befestigt hatte, warf ich dieses noch einmal aus, und siehe! auf den ersten Zug fing ich nicht weniger als 80 Fische von solcher Trefflichkeit und einem so feinen Geschmack, wie ich in diesem Weiher so wenig wie in einem anderen jemals welche gesehen oder gekostet habe. Hocherfreut kehrten wir mit unserem reichen Fange nach Hause, speisten zu Nacht, und als die übrigen von der Ernte kamen, sind auch sie reichlich gesättigt worden." (Bon. univ. II, 25, § 10.)

Während seines Aufenthaltes in Chantimpré wurde Thomas Priester, war eifrig als Prediger und besonders thätig im Beichtstuhl. Es befiel ihn jedoch manchmal Bangigkeit, ob er im stande sei, diesen schweren Pflichten Genüge zu leisten; da tröstete und erhob ihn jedoch der Zuspruch einer mütterlichen Freundin, der ekstatischen Nonne Lutgard von Aquiria (Awiers), die, obwohl Cistercienserin, eine besondere Gönnerin des unlängst entstandenen Prediger-Ordens war und auch wohl dazu beigetragen haben mag, daß unser Thomas diesem Orden beitrat.

Während Thomas zu Lüttich und Chantimpré verweilte, hatten sich im Schoße der Kirche Ereignisse von weltgeschichtlicher Tragweite zugetragen: die Stiftung der sogenannten Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner. Aus innerer Notwendigkeit hervorgegangen, gegründet durch Persönlichkeiten von außergewöhnlicher Begabung, Willenskraft

und Begeisterung, verbreiteten sich die beiden Orden rasch in den damals gebildetsten und somit maßgebendsten Ländern der Christenheit, und es ist nicht zu verwundern, wenn ein junger, strebsamer Mann wie Thomas von jener Begeisterung lebhaft ergriffen wurde. Selbst bedeutender Prediger und angehender Schriftsteller, wandte er sich den Dominikanern zu, deren Beruf seiner eigenen Befähigung am meisten zu entsprechen schien.

Er trat also um 1232 in diesen Orden ein. Sein freundliches Verhältnis zu den Augustinern in Chantimpré scheint dadurch nicht, wenigstens nicht dauernd, gestört worden zu sein. In dem erwähnten Schreiben an den dortigen Abt Anselmus sagt er: „Schließlich bitte ich Euch, Teuerste, daß Ihr mir bei Nachricht meines Todes, als wäre ich einer Euerer verstorbenen Brüder, die Wohlthat erweist, die bei Euch üblich ist; denn obwohl ich jetzt Bruder eines anderen Ordens bin, habe ich doch 15 Jahre und mehr unter Euch als Euer Bruder gelebt, ohne, wie ich glaube, jemals Aergernis oder Haß hervorgerufen zu haben." Er nahm das Ordenskleid in Löwen und wurde nach einiger Zeit, um sich weiter auszubilden, zum größten Lehrer des Ordens, zu Albertus Magnus, nach Köln geschickt. Ein größeres naturgeschichtliches Werk, mit dem sich Thomas seit 1230 beschäftigte, mag zunächst Veranlassung gewesen sein, daß er sich den bedeutendsten Naturkundigen jener Zeit zum Lehrer wählte. Daß er gleichzeitig mit Thomas von Aquino in Köln studiert habe, beruht auf irriger Angabe, indem der Aquinate erst 1244 oder 1245 dorthin gekommen ist. Unser Thomas war übrigens ein großer Verehrer desselben; er nennt ihn „eine Zierde des Ordens" und giebt (Bon. univ. I, 20, § 10) eingehende Mitteilungen über dessen Jugendgeschichte. Hier wäre Gelegenheit gewesen, jenes Zusammenlebens mit dem Doctor angelicus zu gedenken. Oefter dagegen kommt er auf seinen persönlichen Verkehr mit dem großen Albertus zu sprechen und teilt uns manches Interessante aus dessen Leben mit. In Köln ist er wohl auch mit dem dortigen bedeutenden Prediger, dem Dominikaner Heinrich von Marburg, bekannt geworden, dem er mancherlei wunderbare und merkwürdige Mitteilungen, wie beispielshalber die lebendige Schilderung einer orientalischen Fata Morgana, verdankt [1]).

Nach etwa vierjährigem Aufenthalt in Köln begab sich Thomas zu weiterer Ausbildung nach Paris. Zwei Gegenstände beschäftigten damals die Gelehrtenwelt dieser Stadt: die Häufung geistlicher Pfründen und der Talmud. Ueber beide Gegenstände verdanken wir ihm eine Reihe

[1]) Bonum univ. II, c. 37. Vgl. Kaufmann in den Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein 41, 16. 53, 173.

schätzenswerter Mitteilungen, auf welche wir später zurückkommen werden. Viele Persönlichkeiten, welche als Lehrer an der Universität und als geistliche Würdenträger eine Rolle spielten, treten uns durch Thomas näher, indem er Ansichten und Gesinnungen derselben, sowie merkwürdige oder merkwürdig erscheinende Vorfälle aus ihrem Leben mitteilt.

1246 finden wir Thomas als Subprior und Lektor bei den Dominikanern zu Löwen, und in dasselbe Jahr fällt für ihn ein höchst schmerzliches Ereignis: der Tod seiner mütterlichen Freundin, der seligen Lutgard von Aquiria.

Sein ferneres Leben war der Seelsorge, besonders im Beichtstuhl, in Predigt und Schriftstellerei gewidmet; an Ketzergerichten scheint er persönlich keinen Anteil genommen zu haben. Seine Thätigkeit erstreckte sich jedoch nicht bloß auf Brabant, sondern auch auf Frankreich und selbst Deutschland, wo wir ihm z. B. in den Moselgegenden, namentlich in Trier, begegnen. Da solche Missionsreisen meistens zu Fuß unter Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art gemacht wurden, begreift es sich, daß Thomas in vorgeschrittenem Alter an Gicht gelitten, worüber er sich in dem erwähnten Schreiben an den Abt Anselmus von Chantimpré beklagt. Wie es dem armen Wanderer auf solchen Reisen manchmal erging, mag uns Thomas selbst erzählen (Bon. univ. II, 10, § 9).

„Ich kam zu Fuß in ein mir unbekanntes Dorf, durch den langen Weg so ermüdet, daß mir ganz schwach wurde. Die Brüder gingen in das Haus des Ortsgeistlichen, fanden aber nicht einmal ein Stück schwarzes Hausbrot. Sie gingen durch den ganzen Ort, ohne etwas aufzutreiben; endlich erhielten sie von einem armen Weiblein, das am Ende des Ortes wohnte, ein Stück Kleienbrot, unter jenen Umständen eine große Gabe, ja für mich eine sehr große. Wir ließen uns unter einem Dornstrauch nieder und verzehrten das Brot. Obwohl aber die Kleienspitzen, die noch im Brot steckten, den Gaumen höchst unangenehm kitzelten und kratzten, glaubte ich doch, niemals in meinem Leben etwas so Gutes gegessen zu haben."

Wie in Bezug auf sein Geburtsjahr, gehen auch hinsichtlich des Todesjahres die Angaben weit auseinander; sie schwanken zwischen 1263 und 1293[1]).

[1]) Colvenerius in seiner „Vita" läßt die Frage unentschieden und bemerkt: „Hoc tantum alicubi annotatum invenio eum obiisse anno 1280." Ferner heißt es bei ihm, der 15. Mai sei der Todestag gewesen: „ut constat ex libro anniversariorum Fratrum Praedicatorum Lovaniensium". Der Verfasser des Artikels über Thomas in den Script. Ord. Praed. glaubt annehmen zu dürfen, er sei zwischen 1270 und 1272 gestorben, und dieser Annahme schließen sich die meisten neueren Schriftsteller an, so Verwijs (1270), Ernst Meyer u. a. Kirsch (S. 7) schließt sich Colvenerius an: „Er scheint um das Jahr 1280 gestorben zu sein."

In diesem Versuche, das äußere Leben unseres Thomas darzustellen, spielen leider die bösen Wörtchen „etwa", „vielleicht", „vermutlich" eine Hauptrolle. Wie sich bald zeigen wird, verschwinden sie auch nicht ganz in der Darstellung seiner Schriften, indem ihm manche derselben längere Zeit abgesprochen worden sind, wogegen man ihm manches andere, das nicht von ihm herrührt, zugeschrieben hat. Die Schuld hieran liegt zum Teil an Thomas selbst, der in seiner Bescheidenheit, selbst in Hauptwerken, wie in seinem „Buch über das Wesen der Dinge", seinen Namen verschwieg oder versteckte.

II. Die Schriften des Thomas.

Beginnen wir mit dem bekanntesten, kultur- und litterargeschichtlich bedeutendsten Werke unseres Autors, mit dem „Bienenbuch", wie wir es kurzweg genannt haben, oder dem

A. Bonum universale de apibus [1]).

Das wunderbare Leben und Treiben der Bienen, ihre geordnete Thätigkeit, ihre genossenschaftliche Organisation, ihre Unterordnung unter eine obere Leitung — dem Altertum und Mittelalter war es eine männ-

---

[1]) Außer den bei Colvenerius aufgeführten verzeichnet K. (Zur Biographie) 1. Handschriften. Königl. Landesbibl. zu Düsseldorf chart. saec. XV, B 136. (Nach gütiger Mitteilung von Geheimrat Dr. Harleß in Düsseldorf ist die Signatur B 139. Handschrift des Liber apum, früher dem Conventus b. Mariae pacis ord. s. crucis bei Ringenberg gehörig. Papiercodex in Ledereinband, Folio, dessen Explicit lautet: Explicit liber apum, qui dicitur bonum universale. Completus a. d. 1460, die 24. mensis aprilis. Compleo Lambertus, dum scandit ad astra Ludgerus. Hinc lector rogo te pro me fundas semel ave. Der Band enthält auch eine Vita s. Ludgeri.) — Rom, Bibl. Barberini, membr. fol. saec. XV. 2. Drucke. Ed. princ. s. l. a. Vgl. die Notiz von L. Korth (Annalen des Hist. Vereins für den Niederrhein XLVI, 56) nach einem Exemplar der Univ.-Bibl. zu Bonn; ein anderes, von Kaufmann benutztes Exemplar besitzt die Stadtbibliothek zu Köln. — Hier beghint der byen boeck ende is tracterende van den prelaten ende den ondersaten. Fol. Leyden, Jan Zeverss 1515. K. erwähnt ein Exemplar aus dem Katalog von Kirchhoff & Wigand in Leipzig, Nr. 567, S. 30. — Nachträglich gehen mir einige Conceptblätter Kaufmanns mit folgenden Notizen zu: Georg Colvenerius, in seiner 3. Ausg. des Bon. univ. 1627 bezeichnet als Professor an der Akademie zu Douay, Propst am Collegiatstift zu St. Peter und Kanzler der Akademie, ein geborener Aloster, hat zu seiner Ausgabe des Bienenbuchs (1597, 1605 u. 1627) folgendes Material zur Verfügung gehabt: eine Pergament-Handschrift der Abtei St. Sepulchri zu Cambray, omnium correctissimum et probatissimum (sc. exemplar); eine gleiche aus der Dominikaner-Bibl. zu Douay v. J. 1489, welche meist mit der vorhergehenden stimmt, doch nicht so korrekt und jünger ist als diese; eine Handschrift im Besitz des Kanonikus Ranulph von Connemarchiet zu St. Waldetrud in Mons: eine Handschrift der

liche — hatten schon seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit des beobachtenden Volkes, wie der Gelehrten und Dichter auf sich gezogen, und es boten sich in den außerordentlichen Erscheinungen, welche in dem Leben und Weben jener merkwürdigen Tierchen ans Licht treten, Aehnlichkeiten und Verwandtschaften mit dem gesellschaftlichen Treiben der Menschen, namentlich der Vorgesetzten zu den Untergebenen, mit dem Königtum in älteren Zeiten, im Mittelalter auch mit den kirchlichen Genossenschaften, mit Klöstern, Stiften, oder wie sich die gesellschaftlichen Verbindungen sonst nennen mochten, in welchen einer zu befehlen, viele zu gehorchen haben.

Der biblische Satz: „Gehe zur Ameise und lerne von ihr,“ ließ sich in noch höherem Maße auf die Biene anwenden, welche man als die höheren, in der Vervollkommnung vorgerückten Ameisen bezeichnen könnte.

Geistreich bemerkt Baco von Verulam [1]): „Die bloßen Empiriker gleichen den Ameisen, die nur zusammentragen und verbrauchen; die bloß Denkenden, die Dogmatiker, den Spinnen, die ihr Gewebe aus sich selbst herausziehen: die Bienen verbinden beides, indem sie den Stoff aus den Blumen aussaugen, ihn dann aber durch ihre eigene Kunst verarbeiten; dadurch sind sie ein Bild des wirklich Erkennenden.“

Dem Volke waren die Bienen eine Art geheiligter Wesen, denen

Karthause zu Valence; einen alten Druck; einen zweiten alten Druck, der auf dem ersten beruht, und endlich einen schlechten Pariser Druck. Weitere Handschriften werden bei Quétif und Echard aufgeführt. Einen „wohl sehr früher Zeit“ angehörigen Inkunabeldruck, ohne Druckort und Jahr, Custoden oder Seitenzählung, doppelspaltig, kl. Fol., der sich auf der Univ.-Bibl. in Bonn befindet, erwähnt und beschreibt Dr. L. Korth in den Niederrh. Annalen XLIV, S. 56. Ein anderes Exemplar besitzt die Stadtbibliothek zu Köln, und habe ich dasselbe durch Güte der Bibl.-Verwaltung längere Zeit benützen dürfen. Das Exemplar in Bonn trägt die Aufschrift: Liber magistri et dni Philippi Schoen doctoris in medicinis et canonici ecclesie s. Victoris Xanctensis. Ich habe vier Uebersetzungen des Bienenbuchs notiert: zwei ins Französische und zwei ins Holländische. Eine ältere aus dem Jahre 1423 erwähnen Quétif und Echard, eine jüngere lieferte der Dominikaner Vinc. Willart: Le bien universel ou les abeilles mystique du celebre Dr. Th. de Cantimpré. Brüssel, 1650. 4. Von den beiden holländischen erschien die eine 1480 in Zwolle in Fol. unter dem Titel: Dit is der bien boek, die andere 1515 in Leiden bei Jan Zevess: Hier beghynt der byen boeck ende is tracterende van den prelaten ende den ondersaten (fol.). Von den drei Ausgaben des Colvenerius empfehlen wir unsern Lesern besonders die dritte von 1627, da sie bedeutend erweitert und verbessert worden ist. Die von 1597 ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen; die zweite von 1605 habe ich in einem der Stadtbibliothek zu Frankfurt zugehörigen Exemplar benutzt, die dritte hat mir die Verwaltung der Paulinischen Bibliothek in Münster für längere Zeit zur Benutzung überlassen. Alle drei Ausgaben sind übrigens höchst selten geworden, und es ist mir nicht gelungen, mich in eigenen Besitz einer derselben zu setzen, — ein Umstand, der mir bei Förderung meiner Arbeit in hohem Grade hinderlich gewesen ist.

[1]) Schaller, Briefe über Humboldts Kosmos II, 2, S. 380.

man besondere Götter zuschrieb. Sie galten als fromme Tiere, welche mit dem Paradies in Zusammenhang stehen[1]); in einem wallachischen Märchen werden sie deshalb die Dienerinnen Gottes genannt. Sie bringen den Göttern Speise; man denke an den kleinen Zeus, welchem die Melissen Honig zutrugen. Ihre architektonische Kunstfertigkeit schuf nicht bloß Bienenstöcke, sie bauten auch im Dienste der Gottheit Tempel und Kapellen: ein Apollo-Tempelchen in Delphi war nach Pausanias (X, 5) durch fromme Bienen aus Wachs und Federn errichtet worden. Das Mittelalter bietet uns die anmutigen Legenden von den künstlichen Umhüllungen, welche die Bienen um vernachlässigte oder weggeworfene Hostien gebaut haben. Thomas selbst wird uns eine solche Legende bringen. In unserem heutigen Volksleben finden sich noch Anklänge an die geehrte Stellung, welche man den Bienen erwies, wie beispielsweise der noch nicht erloschene Brauch, den Bienen den Tod eines Bienenvaters anzuzeigen[2]).

Aus Stellen von Schriftstellern und Dichtern, welchen die Bienen zahllosen Stoff zu anmutigen Bildern und Gleichnissen, zu geistreichen Bemerkungen und ethischen Anwendungen boten, ließe sich ein umfangreiches Buch zusammenstellen. Colvenerius, der Herausgeber des Bienenbuches, hat eine ganze Reihe von Stellen aus älteren und jüngeren kirchlichen Schriftstellern mitgeteilt, und es ließe sich die Zahl derselben noch um ein Bedeutendes vermehren. Lamprecht[3]) macht die Bemerkung: „Es ist bezeichnend, wie geläufig den kirchlichen Schriftstellern der Periode die Bilder aus dem Leben der Bienen sind; ganz entsprechend jener selbstlosen, im Ganzen aufgehenden Hingabe der Persönlichkeit, welche die Reform von ihren Jüngern verlangte." Profane Schriftsteller und Dichter würden in Abhandlungen, Gedichten, Romanen unzählige Stellen bieten, in welchen die Bienen gefeiert, zu ethischen Nutzanwendungen beigezogen oder wohl auch in den Gang einer Geschichte verflochten werden.

Was die Nachtigall unter den Vögeln, ist die Biene unter den Insekten; gleich der Nachtigall ist sie Sängerin und liebt die Musik; besonders freut sie sich am Klingeln des Erzes[4]). Wohl aus diesem Grunde benannte der chinesische Kaiser Hiuentsong (um 720 n. Chr.) eine musikalische Akademie „den Bienengarten".

Kommen wir jedoch unserem eigentlichen Zwecke näher, zum Bienenstaat, als Vorbild des vom Menschen geschaffenen Staatswesens.

---

[1]) Grimms Mythologie II, 858; Ancient laws of Wales I, 739.

[2]) Vgl. z. B. Birlinger, Aus Schwaben I, 400.

[3]) Der Charakter der klösterlichen Reformbewegung Lothringens im 10. Jahrhundert. (Picks Monatschrift VII, 105.)

[4]) Plin. XI, c. 22.

Nach Friedreich[1]) „hat das Leben und die regelmäßige Ordnung der Biene in ihrer Wohnung sie zum Symbol eines wohlgeordneten Staates, sowie einer einigen, frommen Gemeinde, einer Kirche, und da, wenn der Bienenstock zu voll ist, die Ueberzähligen wegziehen, zum Sinnbilde einer Kolonie gemacht. Der Bienenstock hat eine monarchische Verfassung, denn derselbe wird von dem Weisel beherrscht; diesem entsprechend wird in der ägyptischen Hieroglyphik ein den Befehlen seines Oberhauptes folgendes Volk durch eine Biene bezeichnet. Dadurch ist die Biene auch das Sinnbild eines Königs, sowie der Regenten überhaupt geworden: die Aegyptier bezeichneten mit ihr einen König, und Bailey (Hieroglyphicorum origo et natura 1816) will die Biene auf dem Flaminischen Obelisk auf die Bezeichnung des Pharao Ramesses als eines Königs beziehen. Artimedor sagt in seinem Traumbuche, daß ein im Traum gesehener Bienenschwarm dem, an den er sich hänge, die Königswürde bedeute; nach Cicero zeigte ein Bienenschwarm, der sich auf das Pferd des Dionysius von Syrakus setzte, diesem die Königswürde an; dem Agathokles sagte ein Bienenschwarm, der sich an eine Bildsäule anbaute, seine künftige Herrscherwürde vorher, und bei einer Königswahl in Polen hing sich eine Biene an den Michael Wiscionycky an, und wegen dieses günstigen Omens fiel auf ihn die Wahl." Der hl. Ambrosius[2]) verglich die christliche Kirche mit einem Bienenkorb, den Gläubigen aber mit einer ihrem Korbe getreuen und fleißig darin arbeitenden Biene, welche, die Blumen prüfend, das Beste darin, den Honig, sammle, ein Bild, welches unserem Thomas den Anstoß zu seinem Bienenbuch gegeben haben könnte.

Im 16. Jahrhundert schilderte Giovanni Rucellai († 1525) in einem anmutigen Lehrgedicht den Staat der „keuschen" Bienlein[3]); dagegen hat Philipp Marnix von St. Aldegonde in seinem bekannten Bienenkorb der hl. römischen Kirche das Treiben der Bienen zu heftigen Angriffen gegen die katholische Kirche benutzt. Der Uebersetzer dieses Bienenkorbes, unser berühmter Satyriker Fischart, hat hinwiederum in seinem philosophischen Ehzuchtbüchlein (1578) eine Haushaltung bezw. eine Ehe mit dem Zusammenleben der Bienen verglichen.

Eine höchst merkwürdige litterarische Erscheinung ist das in englischen Knittelversen geschriebene, satyrisch-nationalökonomische Gedicht des Dichters Bernhard von Mandeville (1670—1733): „Die Fabel von den Bienen"[4]). In einem Bienenschwarm herrschen alle Arten von Lastern und Mißständen, Luxus und Wohlleben; dagegen blühen Handel, Ge-

[1]) Symbolik und Mythologie der Natur S. 632.

[2]) V. Hexaem. c. 21.

[3]) Norrenberg, Allg. Lit.-Gesch. II, 122.

[4]) Vgl. C. Beyer, Poetik II, 165. Freiburger Kirchenlexikon s. v. Mandeville.

werbe und Kunstfleiß; nach außen ist der Schwarm als kriegstüchtig gefürchtet. Einige gewissenhafte, streng sittliche Bienen wenden sich jedoch an Jupiter mit der Bitte, er möge aus ihrem Gemeinwesen Laster und Sünde verbannen, dagegen aber strenge Tugend einführen. Der Gott erhört diese Bitte, und nun herrschen plötzlich Ordnung, Recht, Ehrlichkeit; es giebt keine Betrüger, Gauner, Spieler und Falschmünzer mehr; Richter und Anwälte, Schergen und Henker sind überflüssig geworden; es giebt keinen Luxus, keine Schlemmerei mehr. Aber nun stellen sich auch schlimme Folgen ein: das Gemeinwesen verliert an Volksmenge und innerer Stärke; die feineren Künste haben bei der allgemeinen Sittenstrenge und Genügsamkeit keinen Wert, keinen Absatz; der Schwarm wird untüchtig im Kriegswesen und sieht sich endlich genötigt, die finstere Höhlung eines alten Baumes aufzusuchen und darin genügsam und redlich, aber ohne Ruhm und äußere Lebensannehmlichkeiten, gänzlichem Erlöschen entgegenzugehen. Der Grundgedanke ist nicht ohne eine gewisse Berechtigung; der antichristliche Geist jedoch, in welchem der Dichter seine Gedanken verkörpert und dargestellt hat, veranlaßte 1725 die gerichtliche Verurteilung des Buches, gegen welches auch litterarische Gegner, wie z. B. noch unser J. Fr. Jakobi in seinen „Betrachtungen über die weisen Absichten Gottes", aufgetreten sind.

Zwei deutsche Dichter, Georg Philipp Harsdörffer (1607—1659) und Friedrich von Spee (1591—1635), hatten inzwischen in ihren Gedichten über die Bienenwelt in die alten Bahnen wieder eingelenkt. Harsdörffer „singt von den Bienen, dem Bild der Christenheit". Die Tendenz des umfangreichen Bienengedichtes von Friedrich Spee ergiebt sich schon aus dem Titel: „Lob des Schöpfers, darin ein kleines Werklein seiner Weisheit, nemlich die wunderliche Handthierung der Immen oder Bienen beschrieben wird," in 44 achtzeiligen Strophen. Die „gelben Kriegerlein" sind unserem Dichter freilich Räuber, aber zarte Räuber, und auch Harsdörffer[1]) singt:

Sie nehmen sonder Morden
Den zarten Blumen-Raub.

Beiden Dichtern hat vielleicht Vergils innatus amor habendi der kekropischen Bienen vorgeschwebt.

Unser rheinischer Dichter schildert uns ihr ganzes Leben und Treiben, wie sie, sobald der Winter vorüber ist und die Blumen erwachen, mit Wehr und Waffen sich zur Blumenbeute schicken, wie sie ihren süßen Raub nach Hause führen, wie sie sich, um nicht vom Winde weggeblasen

---

[1]) In dem Gedicht „Die Immen", das im Bienenstaat das Bild der Christenheit findet. Kurz, Litteraturgesch. II, 281.

zu werden, mit Steinlein beladen, wie sie, vom Abend übereilt, ihre zarten Flügel gegen die Feuchtigkeit zu schützen wissen. In mehreren Strophen wird dann das künstliche Bauwerk beschrieben, das sie aufführen, die „edle Wächsenburg"; auch Harsdörffer spricht von einer „Wachsburg", und noch J. H. Voß in seiner Uebersetzung von Georg. IV, 104 bedient sich dieses Ausdruckes: „Müde der wächsernen Burg". Friedrich Spee erzählt sodann, wie die Bienen in allem ihrem erwählten König gehorsam und zu Diensten sind, wie sie ihn begleiten und ihm stets zur Hand gehen. Höchst naiv heißt es in Bezug auf die Vermehrung der Bienen:

Sie häufig sich vermehren,
Doch keusch ohn' Heiratsegen,
Ohn' Lieb' sie sich beschweren
Mit süßen Kinderlein:
Sie nur von Blumen lesen
Die Kinder ihrer Art.

Die anwachsende Jugend wird kräftig, aber die „munteren Bürschlein" sind „gar schwierig von Geblüt" und wollen hinaus. Nun folgt eine äußerst lebendige Schilderung, wie die „gülden gelbe Schaar", die „nach fremdem Land gedenket", eingefangen wird und eine neue Heimat findet und darin „zu Nutzen der Menschen und Gott zu Ehren" ihr thätiges Leben beginnt.

In der Schilderung, welche Spee von dem Treiben der Bienen entworfen hat, erinnert noch manches an die Sagen, Fabeln und wunderlichen Vorstellungen, welche zum Teil von den Alten, namentlich Aristoteles, Vergil und Plinius, überliefert und in das Buch vom Wesen der Dinge, aus diesem aber, wie wir später sehen werden, in das Bienenbuch übergegangen sind. Spee mag letzteres gekannt haben, woraus wir jedoch den Schluß nicht ziehen dürften, daß er diesem die Anregung zu seinem Gedichte verdankt habe. Offenbar war ihm indessen das vierte Buch aus Vergils „Landbau" bekannt.

William Shakespeare († 1616) sieht in dem Gemeinwesen der Bienen wieder das Bild eines wohlgeordneten Staates: Der Himmel, sagt er in Heinrich V. (Akt 1, Scene 2), teilt

Des Menschen Stand in mancherlei Beruf,
Und setzt Bestrebung in beständ'gen Gang,
Dem als zum Ziel Gehorsam ist gestellt;
So thun die Honigbienen, Creaturen,
Die durch die Regel der Natur uns lehren,
Zur Ordnung fügen ein bevölkert Reich.
Sie haben einen König und Beamte
Von unterschied'nem Rang, wovon die einen,
Wie Obrigkeiten, Zucht zu Hause halten.

Wie Kaufleut' and're auswärts Handel treiben,
Noch and're, wie Soldaten, mit den Stacheln
Bewehrt, die samt'nen Sommerknospen plündern,
Und dann den Raub mit lust'gem Marsch nach Haus,
Zum Hauptgezelte ihres Kaisers bringen;
Der emsig in der Majestät beachtet,
Wie Maurer singend gold'ne Dächer bauen,
Die stillen Bürger ihren Honig kneten;
Wie sich die armen Tagelöhner drängen
Mit schweren Bürden an dem engen Thor;
Wie, mürrisch summend, der gestrenge Richter
Die gähnende und faule Drohne liefert
In bleicher Henker Hand.

Auch Thomas betrachtet das Treiben der Bienen als ein Regiment, jedoch nicht als ein weltliches, sondern als ein geistlich-monarchisches, und knüpft an alles, was ihm als Naturkundigem, namentlich aus den Alten und den Kirchenvätern, über das Wesen jener Tierchen bekannt ist, moralische Betrachtungen und Vorschriften an, wie sich auf der einen Seite der Vorgesetzte seinem Untergebenen, auf der anderen Seite der Untergebene seinem Vorgesetzten gegenüber zu verhalten hat. Die einzelnen Lehren und Anweisungen, welche er aufstellt, werden sodann durch Beispiele, die er verschiedenen, unten näher zu besprechenden Quellen entnimmt, erläutert. Damit sich unsere Leser einen Begriff davon machen können, wie Thomas seinen Stoff geordnet und behandelt hat, geben wir hier eine Uebersicht über die Kapitel der beiden Bücher des Bonum universale, von welchen das erste die Stellung der Vorgesetzten, das andere jene der Untergebenen behandelt.

Bienenbuch I (von den Vorgesetzten).

1. Der König der Bienen hat Honigfarbe; er nährt sich von den auserlesensten Blumen. — Der Vorgesetzte muß ein gutes Leben führen und einen guten Ruf besitzen. Der Honig bedeutet die Vollkommenheit, der Duft der Blumen den guten Ruf.

2. Oft entstehen in demselben Stock mehrere Könige. — Diejenigen, welche geistig die bedeutendsten sind, müssen vorgezogen werden.

3. Wenn sie herangewachsen sind, werden nach allgemeiner Abstimmung die schlechteren getötet. — Ungeratene müssen unterdrückt werden.

4. Der König hat keinen Stachel, Majestät ist seine Waffe. — Ein Vorgesetzter darf nicht grausam sein.

5. Nur einen König giebt es in jedem Stock. — An jeder Kirche soll nur ein Oberhaupt sein, welchem die Untergebenen wie Kinder dem Vater gehorchen müssen.

6. Auf der Stirne hat der König einen Flecken als Diadem. — Der Vorgesetzte zeichnet sich aus durch Beredtsamkeit und ein gutes Gewissen.

7. Sonst hat er vor den übrigen nichts Auszeichnendes voraus. — Der Vorgesetzte soll keinen überflüssigen Prunk treiben.

8. Er ist schöner als die übrigen und doppelt so groß. — Der Vorgesetzte wird seiner Tugenden wegen außerhalb der Herde gesucht und muß auf seinen Schultern die Lasten der Untergebenen tragen.

9. Seine Flügel sind jedoch kürzer. — Hierüber soll sich der Vorgesetzte nicht beklagen.

10. Fliegen die Bienen aus, befindet sich der König in ihrer Mitte. — Der Vorgesetzte soll den Untergebenen stets ein heiteres Antlitz zeigen.

11. Sie freuen sich, im Dienste des Königs gesehen zu werden.

12. Fliegt er voran, sammeln sich alle um ihn. — Die Untergebenen sollen für das Leben des Vorgesetzten beten, bezw. um dasselbe besorgt sein.

13. Wer im Vorüberfliegen einen Flügel des Königs streift, entgeht der Strafe durch das Heer nicht. — Die Untergebenen sollen den Flügel, d. h. die Contemplation des Vorgesetzten nicht stören.

14. Rückt das Heer aus, so darf keine andere Biene vor dem Könige ausziehen. — Der Vorgesetzte soll den Untergebenen den Weg zu einem guten Leben zeigen.

15. Wenn die Bienen arbeiten, fliegt der König um die Arbeitenden. — Der Vorgesetzte soll die Arbeiter überwachen, sie ermuntern und nötigenfalls ihnen durch die That beistehen.

16. Um den König befinden sich Leibwächter als Hüter seines Ansehens. — Der Vorgesetzte soll immer getreue Untergebene um sich haben, die auf sein eigenes Benehmen achten.

17. Es sind um ihn aber auch Schergen, welche etwaige Verbrecher bestrafen. — Der Vorgesetzte soll dafür sorgen, daß Fehler gebessert und Laster ausgerottet werden.

18. Im Stock ist der König immer beschäftigt und geht nicht ohne Grund hinaus. — Der Vorgesetzte soll immer beschäftigt sein und nicht ohne Not sein Haus verlassen.

19. Er geht nicht aus ohne das Heer. — Der Vorgesetzte soll, wenn er ausgehen muß, Gott um Beistand und Schutz bitten.

20. Der König lockt durch seinen Geruch eine verirrte Biene wieder in den Stock zurück. — Der Vorgesetzte soll Verirrte auf den rechten Weg zurückführen und lässig Gewordene stärken.

21. Der König ist äußerst gütig gegen sein Volk und besorgt um dasselbe. — So muß auch der Vorgesetzte sein und besonders Frieden zu erhalten suchen.

22. Das Volk ist dem König überaus gehorsam. — Dies sollen auch die Untergebenen sein.

23. Während des Auszugs wird der König vom Volke unterstützt. — Die Untergebenen sollen den Vorgesetzten durch ihr Gebet unterstützen.

24. Wenn er müde ist, sollen ihn die Stärkeren tragen. — Die Vollkommeneren sollen ihm auch in seinen Amtsgeschäften beistehen.

25. Stirbt der König, so trauert das Volk an seiner Leiche. — Ebenso die Untergebenen beim Tode eines guten Vorgesetzten.

Buch II (von den Untergebenen).

1. Den zweiten Teil unter den Bürgern des Bienenstaates bilden die jungen Bienen, welche kräftig zur Arbeit sind. — Das sind die jungen Klosterbrüder, welche sich der Arbeit befleißigen müssen.

2. Sie stehen unter mütterlicher Zucht und dürfen nichts thun ohne Befehl der Eltern. — Sie müssen die Tugend demütiger Unterwürfigkeit üben.

3. Den dritten Teil bilden die Drohnen, die ohne Stachel und unvollkommene Bienen sind. — Das sind die Konversen oder Laienbrüder in den Klöstern, welche den Geistlichen gehorchen und Achtung erweisen müssen.

4. Sie sind gleichsam die Klienten und Diener der wahren Bienen. — Das sind auch die Laienbrüder.

5. Die Arbeitsbienen vertreiben sie und töten sie ohne Barmherzigkeit. — Verkehrte und ungehorsame Laienbrüder müssen bestraft oder ausgetrieben werden.

6. Die jüngeren helfen nicht bloß bei der Arbeit, sondern unterstützen auch die Mütter beim Gebären. — Geht auf die Unterstützung der älteren durch die jüngeren nicht nur durch Handarbeit, sondern auch in geistlicher Beziehung.

7. Alle sind also gemeinsam thätig. — So sollen es auch die Klosterbrüder sein.

8. Die, welche sich nicht zur Arbeit schicken, werden ausgetrieben. — Die gemeinsame Arbeit soll mit großem Eifer betrieben werden.

9. Kein Tag wird, wenn es der Himmel zuläßt, müßig zugebracht. — Dies soll auch in Klöstern stattfinden.

10. Alle wohnen in einem Hause. 11. Alle haben dieselbe Speise. 12. Alle schweigen miteinander. Wird es Abend, summen sie im Stock weniger und weniger, bis eine Biene wie mit einer Trompete Ruhe gebietet, ähnlich wie in den Schlössern. — Nutzanwendung auf die Klöster liegt auf der Hand.

13. Es herrscht unter ihnen Friede. — Soll auch in Klöstern herrschen.

14. Bisweilen erhebt sich um der Blumen willen Streit; er wird aber zur Ruhe gebracht, indem man die Streitenden durch Staub auseinanderjagt.

15. Wahre Bienen haben einen Stachel, schaden aber guten und sanften nicht; sie stechen und verjagen jedoch damit diejenigen, welche häßlichen Schweiß haben oder sonst schmutzig sind. — Dieser Stachel bedeutet das Strafrecht des Vorgesetzten.

16. Bienen, welche den Stachel verloren haben, machen keinen Honig mehr. — Das sind Vorgesetzte, die keinen Mut haben, durch Strafen zu bessern.

17. Es giebt Bienen von rauhem Aussehen und zornig, doch sind sie gut zur Arbeit; ihr Stich ist tötlich für sie selbst. — Das sind Klosterleute, welche die Regel nur äußerlich befolgen, jedoch innerlich nicht von der Süßigkeit des Heiligen Geistes durchströmt werden.

18. Die Bienen haben gemeinsame Nachkommenschaft und gemeinsame Frucht. — Das Verdienst des einen Bruders ist auch Verdienst des anderen Bruders, welcher sich darüber freut.

19. Die Bienen haben Freundschaft unter einander. — Die Anwendung auf die Klosterleute liegt nahe.

20. Sie üben Gastlichkeit, indem sie fremde Bienen, wenn diese gut und sanft sind, bei sich aufnehmen. — Desgleichen.

21. Die Bienen sind nicht habsüchtig und geizig. — Desgleichen.

22. Sie vereinigen in sich alle Tugenden, welche bei anderen Tieren sich nur vereinzelt vorfinden.

23. Es giebt unter den Bienen verschiedene Dienste und Verrichtungen: einige bauen, einige glätten, einige bringen Material herbei, einige verteilen das Beigebrachte. — Solchen gleichen Aebte, Pröpste, Sakristane, Kellner usw.

24. Sie bewerben sich eifrig um die Aemter. — Die Mönche sollen miteinander in den Tugenden wetteifern.

25. Einige behüten die Lebensmittel. — Daher gehören in den Cistereienserorden auch die Kaufleute.

26. Andere halten die Wache in den Schlössern. — Das sind die Prälaten und Prioren.

27. Die jungen gehen zur Arbeit hinaus, die älteren arbeiten im Innern. — Die jungen Leute müssen das Joch des Herrn tragen.

28. Allen ist Reinheit des Körpers gemein. — Anwendung auf die Klosterleute liegt nahe.

29. Sie vermischen sich nicht mit einander. — Behandelt das peccatum contra naturam.

30. Obwohl die Bienen sich nicht vermischen, senden sie doch unzählige Söhne aus. — Die Klöster senden ihre geistliche Nachkommenschaft hinaus.

31. Wenn sie bei einem Ausfluge von der Nacht überrascht werden, sorgen sie, daß sie ihre Flügel vor dem Tau schützen. — Wird auf die Wirkung des Gebetes bezogen.

32. Obwohl unter dem Gesetze stehend, sind sie doch frei. — Wird auf die wahre Freiheit im Dienste Christi gedeutet.

33. Wie sie den König anstellen, schaffen sie auch das Volk. — Die Vorgesetzten werden durch die Untergebenen gewählt.

34. Sie besitzen das Recht der Gerichtsbarkeit, bessern die Sitten und töten Unverbesserliche. — Handelt über verkehrte und richtige Pflege des Rechtes.

35. Sie sind unschuldig. — Unschuld und Einfalt werden empfohlen.

36. Sie schaden den Früchten nicht, auch nicht den Toten. — Bespricht den guten und gerechten Menschen, der niemand schaden, dagegen jedermann nützen will.

37. Sie nehmen den Honig nicht bloß aus duftenden Blumen und Kräutern, sondern auch aus übelriechenden. — Man soll Anlaß, sich zu bessern, nicht nur von Guten, sondern auch von Bösen entnehmen.

38. Sie sind äußerst sauber; den Schmutz aber bringen sie in die Mitte des Stockes und bergen dort auch die Excremente, schaffen sie aber an trüben Tagen fort. — Im Kapitel soll der Eifer für Gerechtigkeit und Besserung streng obwalten.

39. Sie singen hübsch, wenn sie beisammen sind. — Beim Psalmodieren soll man auf Einklang (consonancia) achten.

40, 41. Sie besitzen weiche und süße Stimmen. — Aus der Süßigkeit des Gesanges zieht man auch Süßigkeit und Andacht des Geistes.

42. Sie halten Rat im geheimen. — Wer nicht getäuscht werden will, muß sorgfältig zu Rate gehen.

43. Sie sehen die Zeiten voraus, 44. indem sie Regen und Stürme voraussehen und sich unter ihre Dächer zurückziehen. — Man muß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wohl beachten und in Betracht ziehen. Bedrängnisse und Verfolgungen müssen geduldig ertragen werden.

45. Verspricht der Tag milde zu werden, so fliegen sie aus. — Zur Contemplation trägt viel bei, daß man geistige und körperliche Ruhe bewahrt.

46. Sie fliegen umher in den duftenden Feldern und schlürfen die Süßigkeit aus wohlriechenden Kräutern und Blumen. — Hier wird unausgesetztes Studium der heiligen Schriften empfohlen.

47. Sie halten sich innerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes. — Man bleibe bei dem Studium innerhalb der Grenzen des kirchlichen Glaubens.

48. Sie überschreiten nicht diese Grenzen. — Es soll auch im Studium Maß gehalten werden.

49. Sie freuen sich an Tönen und Geklingel. — Durch die Predigten sollen die Seelen der Gläubigen zu höherer Vollkommenheit geführt werden.

50. Heiterkeit und Glanz sind die Gesundheit der Bienen. — Nichts Fröhlicheres gibt es, als ein gutes Gewissen, nichts Traurigeres, als ein böses.

51. Es behaupten einige, die toten Bienen lebten wieder auf, wenn man sie den Winter über im Hause behielte und im Frühjahr in die Sonne brächte. — Es ist besser, in diesem, als in jenem Leben Buße zu thun.

52. Die Bienen leben sieben Jahre lang; niemals bringen sie es bis zum zehnten. — Sein ganzes Leben lang übe sich der Christ in den sieben Gaben des hl. Geistes und befolge die zehn Gebote.

53. Im Winter leben sie verborgen und zehren vom Honig, welchen sie im Sommer gesammelt haben. — Hier giebt Thomas mehrere Beispiele von der Verehrung heiliger Leiber, und wie man den Verstorbenen beistehen könne.

54. Im Sommer erscheinen sie wieder, und, wie des langen Winters überdrüssig geworden, dehnen sie Glieder und Flügel aus und fliegen jubelnd in die freien Lüfte. — Hier handelt Thomas vom Glück und von der Freude der seligen Geister.

55. Schwalben und andere Vögel richten Verheerungen unter ihnen an. — Der Teufel verwandelt sich manchmal in einen Engel des Lichtes.

56. Die Frösche stellen ihnen nach. — Der Teufel verführt leicht diejenigen, welche der Völlerei ergeben sind.

57. Auch die Wespen verfolgen sie und kämpfen gegen sie mit angeborenem Haß. — Thomas handelt hier von den Dämonen, welche die Luft beunruhigen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Vergleichungen häufig gesucht und weit hergeholt sind; die Tertia comparationis dürften nicht immer leicht zu ermitteln sein, und dem Leser drängen sich oft Nutzanwendungen einfacherer und näher liegender Art auf. Immerhin zeigt sich in den von Thomas ausgesprochenen Grundsätzen eine Mischung von Strenge und Milde. Nach Bon. univ. I, 4, § 11. galt ihm das Medium tenere als das Beste, und Kirsch S. 11 nennt ihn deshalb mit Recht „einen Mann von gemäßigten Ansichten und mildem Urteil“.

Das Buch scheint um 1256 angefangen worden zu sein; nach II, 57, § 42 ist es 1258 seiner Vollendung nahe gewesen. Gewidmet ist es dem fünften Meister oder General des Predigerordens, Humbert de Romanis, der 1263 seine Stelle niedergelegt hat. In dem Widmungsschreiben an denselben heißt es: „Von einigen meiner Freunde dringend ersucht, habe ich ein Buch über Vorgesetzte und Untergebene mit vielem Fleiße verfaßt. Ich schlug deshalb in jenem Buche über die Natur nach (revolvi), das ich selbst mit vieler Mühe fünfzehn Jahre lang aus verschiedenen Schriftstellern zum allgemeinen Nutzen zusammengetragen habe. Ich sah darin das Kapitel über die Bienen, das ich nach den Philosophen Aristoteles, Solinus, Plinius, Basilius dem Großen, dem Bischof Ambrosius und Jakob von Accon bearbeitet hatte, mit großer Sorgfalt durch: nach Ordnung und Reihenfolge dieses Kapitels konnte der gesamte Zustand der Menschen, besonders jener der Vorgesetzten und Untergebenen, und ganz im besondern die Lebensweise der Klosterleute zusammengefaßt und dargestellt werden."

Die Quellen zu den erläuternden Beispielen sind teils schriftliche, teils mündliche; viele derselben sind aber auch aus eigener Erfahrung geschöpft. Die litterarischen Quellen hat Colvenerius zusammengestellt. Von den Alten begegnen uns Aristoteles, Boethius, Lucanus, Plinius, Seneca; auffallender Weise werden die im Mittelalter so viel gelesenen Dichter Ovid und Vergil nicht genannt. Unter den kirchlichen Schriftstellern finden wir Albertus Magnus, Ambrosius, Augustinus, Beda, den hl. Bernhard, Gregor den Großen, Hieronymus und einige andere. Von geschichtlichen Werken werden namhaft gemacht eine Chronica, Gesta Caroli Magni, Gesta Cypriani et Justinae, Gesta philosophorum, Joannes Cantipratensis, die Vitae Patrum und einige andere Vitae. Ohne daß er den Namen des Dichters nennt, hat er die Alexandreis des Philipp Gaultier de Lille oder de Chatillon benutzt. Sammlungen von Novellen oder Beispielen werden nicht erwähnt. Da jedoch gerade in den „Beispielen", durch welche Thomas seine moral-theologischen Sätze und Auseinandersetzungen erläutert, für uns der Schwerpunkt des Werkes liegt, so tritt an uns die Frage heran: Woher hat er die zahllosen Erzählungen, welche nicht den oben genannten schriftlichen Quellen entstammen?

In vielen ist, wie bereits bemerkt, Thomas selbst die unmittelbare Quelle; er berichtet, was er selbst erlebt, was er selbst gesehen hat. Bezieht sich dieses Selbsterlebte, Selbstgesehene auf einfache, natürliche Vorkommnisse des Lebens — wir erinnern an die mitgetheilte Erzählung von den Leiden damaliger Fußwanderer —, so ist an der Glaubwürdigkeit unseres Autors nicht zu zweifeln. Sobald sie jedoch in das Gebiet des Wunder-

baren übergreifen, hat abergläubische Befangenheit, eine stark hervortretende Neigung, überall Außergewöhnliches, Uebernatürliches zu sehen, oft genug seinen Blick getrübt, und durch diesen Nebel hat er gewiß subjektiv manches wahrgenommen, was sich objektiv ziemlich anders verhielt und auf natürliche Weise erklärt werden konnte. Aehnlich wie Thomas, mag es vielen seiner Gewährsmänner gegangen sein; es hat darunter gewiß Leute von ehrenwertestem Charakter gegeben — wer verschafft uns aber Gewißheit, daß sich hiermit nicht eine überreizte Einbildungskraft verbunden hat? Unserem Autor war es um Ermittelung der Wahrheit ernstlich zu thun; ja, er scheute sich nicht, mühsame Wanderungen von vielen Meilen zu unternehmen, um irgend einen wunderbaren Vorfall, von dem man ihm erzählt hatte, in eigener Person zu prüfen. Eine wirkliche Unwahrheit lag dem moralisch strengen, gewissenhaften und frommen Manne fern. Nicht immer waren die Berichterstatter unseres Sammlers unmittelbare Augenzeugen gewesen; viele mögen ihre Nachrichten aus zweiter, dritter, vielleicht vierter Hand geschöpft haben; wie verändern sich jedoch selbst Berichte über Vorfälle aus dem gewöhnlichen Leben, wenn sie erst auf verschiedenen Umwegen zu uns gelangen.

Die in vielfachen Beziehungen so großartige und begeisterte, aber auch aufgeregte, wilde, ja teilweise entsetzliche Periode, in welcher Thomas lebte, mußte zur Wundersucht bei ihm wie bei vielen seiner Zeitgenossen beitragen. Man denke an die Kreuzzüge, welche das Abendland mit dem glühenden und phantasiereichen Morgenlande bekannt machten; an die in Südfrankreich und Norditalien üppig wuchernden Ketzereien und die durch sie hervorgerufenen blutigen Albigenserkriege; an die Furcht vor den mehr und mehr drohenden Mongoleneinfällen — Cäsarius hat sie geahnt, Thomas hat sie erlebt —; an die nicht bloß subjektiv, sondern auch objektiv höchst merkwürdigen, nicht bloß das Erstaunen, sondern auch das Nachdenken ernster Zeitgenossen wachrufenden ekstatischen Erscheinungen in den Klöstern und Begninenhäusern Belgiens, also der Heimat unseres Autors; an die ältere und neuere Litteratur, die reich war an Wunderbüchern mannigfachster Art, von Gregor dem Großen bis herab auf die Mirakelbücher der Cistercienser; man denke an dieses Zusammentreffen so vieler Umstände, und man wird jenen Hang zum Wunderbaren begreiflich, ja bis zu einem gewissen Grade verzeihlich finden. Auch waren die Unterscheidungen zwischen Mythus, Sage, Legende, die wir machen, jener Periode noch fremd: seien wir also nicht zu strenge in der Beurteilung der Männer, welche Kinder ihrer Zeit waren, wie wir Kinder der unseren sind.

Der Erfolg des Bienenbuches war ein sehr bedeutender; es wurde in vielen Handschriften verbreitet, noch im 17. Jahrhundert gedruckt

und in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Die vielen Beispielsammlungen der späteren Zeit schöpften reichlich aus dem Bienenbuch, und noch J. W. Wolf hat viele Erzählungen daraus in seine niederländischen und deutschen Sagensammlungen aufgenommen.

Man hat schon öfter und mit Recht den Dialogus des Cäsarius von Heisterbach und das Bonum universale des Thomas von Chantimpré zusammengestellt und verglichen. So schrieb mir Böhmer am 5. Mai 1849: „Neulich lernte ich Thomas Cantimpratensis kennen, der ganz zum Cäsarius gehört"[1]) — nebenbei bemerkt der erste Anstoß, der mich bestimmte, mich mit Thomas zu beschäftigen. Eingehender spricht sich der Holländer Wijbrands in seiner Abhandlung über den Dialogus[2]) hierüber aus:

„Wäre das Buch des Cäsarius nicht in Gesprächsform geschrieben, so würde es mit dem bekannten Bienenbuch, dem Bonum universale des Thomas von Chantimpré, welches ungefähr 40 Jahre später erschienen ist, die größte Ähnlichkeit besitzen. Beide Schriftsteller verdeutlichen in derselben Weise die Theorie durch Erzählungen gleichen Stempels; beide Schriftsteller sind gleich eingenommen für den Beruf, welcher ihre Lebensnorm geworden; beide sind begeistert für Kirche und Religion; in beiden herrscht derselbe Hang zum Wunderbaren. In einer Hinsicht jedoch bietet der Dialogus eine angenehmere Unterhaltung als das Bienenbuch: wieviel Böses und Schlimmes Cäsarius auch zu berichten hat, so sticht doch die Schilderung, welche er von seiner Zeit entwirft, höchst günstig ab von den oft haarsträubenden Schilderungen seines jüngeren Zeitgenossen. Wir haben jedoch meiner Ansicht nach Gründe, anzunehmen, daß wir bei Thomas tiefere Einblicke thun, als bei dem Mönch von Heisterbach. Ersterer hatte eine geraume Zeit seines Lebens als Beichtvater gewirkt, deshalb mehr Gelegenheit gehabt, das Treiben der Welt zu beobachten, als Cäsarius hinter dem schirmenden Gitter seines Klosters. An dem Optimismus des Heisterbachers haben, wie sein Lebenslauf zeigt, weniger Eindrücke schreckhafter und entsetzlicher Art gerüttelt, wie an dem des Thomas."

Thomas ist kein so gewandter, je nach seinem Gegenstand den Ton wechselnder Erzähler wie Cäsarius. Seine Stoffe sind nicht so buntfarbig wie die des letzteren, welcher unseren Autor auch an Fülle des Mitgeteilten übertrifft. Dagegen erzählt Thomas weit mehr als Cäsarius Selbsterlebtes, und gerade in der Darstellung dieser eigenen Erlebnisse zeigt er sich uns manchmal als heiterer und liebenswürdiger Mann.

---

[1]) Janssen, Böhmers Leben und Briefe, II, 531.
[2]) Studien en Bijdragen op't gebied der hist. theol. Tweede deel.

Cäsarius berichtet launige Geschichten, durchschnittlich wenigstens, mit äußerlich ernster Miene; Thomas erzählt uns einen Teufelsspuk, den er selbst erlebt hat, nicht ohne Anflug von Humor, und ein anekdotischer Vorfall zeigt offenbar, daß unserem Autor eine gewisse Jovialität eigen gewesen sein muß. „Als ich mich," erzählt er, „in der großen Stadt Brüssel in Brabant aufhielt, kam ein armes, aber schönes Mädchen zu mir und bat unter vielen Thränen, ich möge mich seiner erbarmen. Als ich die Jungfrau aufforderte, mir zu sagen, was ihr fehle, erwiderte sie unter großem Schluchzen: »Ach, ich Unselige! Ein Priester hat mich gegen meinen Willen geküßt, und da hab' ich ihm einen Schlag ins Gesicht gegeben, daß ihm das Blut aus der Nase floß. Nun aber sagt man mir, ich müsse nach Rom gehen, um mich hierfür lossprechen zu lassen.« Ich konnte kaum das Lachen unterdrücken, blieb jedoch ernst und sagte, da habe sie freilich eine sehr schwere Sünde begangen. Ich ließ mir dann die eidliche Versicherung geben, sie wolle alles thun, was ich ihr befehlen würde. Sie gab mir diese Versicherung, und ich fuhr fort: Wenn dieser oder ein anderer Priester dich wieder küssen oder in unziemlicher Weise berühren will, dann balle die Faust und schlag' ihm, wenn du kannst, ein Auge aus. Bei diesen Worten brachen alle, die zugegen waren, und das Mädchen selbst in helles Lachen aus, und es entstand allgemeine Heiterkeit." (II. c. 30.)

Betrachten wir jetzt das zweite größere Werk unseres Autors, sein Buch über die Natur der Dinge, aus welchem nach dem oben mitgeteilten Widmungsschreiben an den Ordensmeister Humbert das Bienenbuch hervorgegangen ist.

B. Liber de natura rerum.

Die Bescheidenheit unseres Thomas hat veranlaßt, daß man lange Zeit über den wirklichen Verfasser des Buches de natura oder auch de naturis rerum im unklaren gewesen ist, daß einige es Albert dem Großen, andere Bartholomäus Anglicus, noch andere endlich Wilhelm von Moermoerbeka zugeschrieben haben. Erst einer verhältnismäßig späten Zeit blieb es vorbehalten, den wahren Verfasser in sein bestrittenes Recht wieder einzusetzen[1]).

---

[1]) Vgl. Ernst Meyer, Gesch. der Botanik IV, 91—96. Bormans in den Bulletins de l'Acad. Roy. de Belgique XIX. Für die zahlreichen Handschriften verweist Kaufmann (zur Biographie) hauptsächlich auf Bormans und Pfeiffers Einleitung zu Konrad von Megenberg, für einzelne Handschriften auf Gräße, Lambels Steinbuch und Verwijs (Ausg. von Maerlants Der naturen bloeme). Zwei Handschriften sind bereits von Colvenerius aufgeführt. — Ein mir nachträglich zugehendes Concept K's bemerkt: Wir treffen in dem Werke auf eine reiche Menge von Schriftstellern und Schriften, die er mehr oder

Hören wir zunächst, was der Verfasser mit diesem naturgeschichtlichen Sammelwerk bezweckt, wie er sich den Stoff dazu verschafft und dann das Gesammelte sich zurechtgelegt und geordnet hat. Folgendermaßen äußert er sich hierüber im Vorwort:

„Da, wie ich finde, die Nachrichten über die Natur der Dinge in verschiedenen, weit über den Erdkreis verstreuten Schriftstellerwerken zusammengesucht werden müssen, habe ich mich beinahe fünfzehn Jahre lang unter großen Beschwerlichkeiten und mit nicht geringer Mühe beflissen, die Schriften der Autoren und verschiedener Philosophen einzusehen, und dasjenige, was ich über das Wesen der Geschöpfe und deren Eigentümlichkeiten Merkwürdiges und den Sitten Entsprechendes finden würde, in einem nicht allzu umfangreichen Bande kurz zusammenzustellen . . . Mit dem Menschen aber müssen wir den Anfang machen, da er, wenn auch sterblich geschaffen, doch unter den sterblichen Wesen

---

weniger ausgiebig benützt hat. Wir lernen dieselben durch seine Uebersetzer und Bearbeiter Maerlant und Megenberg kennen. Das Verzeichnis des letztern (Pfeiffer 494) ist lange nicht vollständig und nennt nur einige der wichtigsten und ausgiebiger benutzten Quellen. So wäre zu den Alten noch zu nennen: Dioskorides, Lucanus, Ovid, Ptolemäus, Seneca (Maerlant I, v. 53—79 nennt eine ganze Reihe von Alten als die meesters daer wi dus dit werc af hebben ghemaect. Es sind viele darunter aus den Autorenverzeichnissen des Plinius); von bedeutenden christlichen Schriftstellern noch Beda, der h. Bernhard, der h. Gregor, Haymo, Hieronymus, Constantinus Africanus, Michael Scotus, Platearius, Rabanus Maurus; von arabischen und jüdischen noch Albumasar (Abu Masar), der Sterndeuter Avicenna, ein Zoologe Meister Jorach, der berühmte Arzt Rasis (Arrazi) u. v. a. Der von Megenberg genannte Adelinus ist nach Carus 220 Aldhelmus (ed. Giles). Welchen Physiologus Thomas benutzt hat, wird sich schwer bestimmen lassen; er sagt im Buch de nat. rer. (Haager Handschrift) bloß: Phisologum compendiosum satis et utilem locis diversis inserui. Von einem Experimentator heißt es: Invenimus etiam librum quendam suppresso auctoris nomine, quem modernis temporibus compilatum audivi. Bei Solinus giebt Th. an: in libro de mirabilibus mundi, bei Ambrosius: in libro qui Exameron dicitur. Auch die Pyramiden (vgl. E. Meyer II, 348 und Carus 221) waren ihm bekannt. Ein von ihm aufgeführter liber rerum — er nennt ihn libellum admodum parvum — ließ sich nicht näher bestimmen. Von eigenen Beobachtungen finden wir bei Thomas kaum eine Spur, ebensowenig bei Maerlant, und selbst im Buche der Natur des Megenberg sind dieselben höchst unbedeutend. An Handschriften des Liber de nat. rer. ist kein Mangel. Pitra, Spic. Solesm. III, p. LXXVI, giebt an sieben in Paris, eine zu Carolopolis (Charleville?), eine zu Straßburg, zwei zu Turin, eine in London. Bormans kennt ihrer sieben: in Breslau, Krakau, Wolfenbüttel, Haag, Utrecht, Lüttich und Namur. Verwijs hat die Haager Handschrift (K. Bibl.) bei seiner Ausgabe des Maerlant benutzt. Van de Sande Bakhuyzen in seinen Anteekeningen of d. Nat. Bl. hat zur Vergleichung mit der Haager Handschrift die nach mancher Seite hin bessere Utrechter beigezogen. In Bezug auf zwei Handschriften, die sich nach Colvenerius im Karthäuserkloster Heiliggeistthal bei Gosnaye befanden, fragt Bormans: Que sont-ils devenus? Lambel in seinem Steinbuch Volmars S. XXVII der Einleitung führt drei Prager Handschriften an.

durch die Würde seiner unsterblichen Seele vor allen den Vorrang besitzt. Das erste Buch handelt demnach von der Anatomie des menschlichen Körpers, das zweite von der Seele, das dritte von den ungeheuerlichen Menschen des Morgenlandes, das vierte von den vierfüßigen Tieren, das fünfte von den Vögeln, das sechste von den Meerwundern, das siebente von den Fluß- und Meerfischen, das achte von den Schlangen, das neunte von den Würmern, das zehnte von den gewöhnlichen, das elfte von den wohlriechenden Bäumen, das zwölfte von den wohlriechenden und heilkräftigen Kräutern, das dreizehnte von den Quellen, das vierzehnte von den edlen Steinen und deren Bearbeitung, das fünfzehnte von den sieben Metallen, das sechszehnte von den sieben Regionen und den Feuchtigkeiten der Luft, das siebenzehnte von der Gestalt der Welt, den sieben Planeten und den Kräften derselben, das achtzehnte von den Erregungen der Luft, dem Blitz, Donner und ähnlichem, das neunzehnte von den vier Elementen."

Das Schlußwort zu Ende des neunzehnten Buches aber lautet: „Nachdem wir nun das Werk nach bestem Vermögen vollendet haben, bitten wir den geneigten Leser um seine Nachsicht, sind jedoch überzeugt, daß er, wenn er auch nicht alles darin finden sollte, was ihm notwendig erscheint, in Erwägung ziehen wird, daß alle die Philosophen (?), welche durch verschiedene und viele Männer auf dem ganzen Erdkreis oft durch Zufall gefunden werden, unmöglich von einem Mann aufgetrieben, gelesen, erläutert und in einem Band gesammelt werden können. Wir glauben jedoch, daß man wohl in keinem anderen lateinischen Werke so vieles und so mancherlei in einem kleinen Bande beisammen finden wird; denn wir haben weder Mühe noch Auslagen gespart, um die möglichste Vollständigkeit zu erreichen. Schon vierzehn oder fünfzehn Jahre sind verstrichen, seit wir uns eifrigst mit den Büchern über die Natur der Dinge beschäftigt haben, wobei wir stets jenen Satz des hl. Augustinus im Buch über die christliche Lehre vor Augen hatten, es sei im höchsten Grade nützlich, wollte jemand die Mühe auf sich nehmen, die Natur der Dinge und vorzüglich die der lebenden Wesen in einem Bande zusammenzustellen. Ich sammelte also, und es genügte mir nicht Frankreich und Deutschland, obwohl sie reicher an Büchern sind als alle übrigen Länder, sondern ich habe auch über das Meer hinaus, in England und dem Morgenlande, Bücher über die Natur angehäuft und aus allen das Beste und Geeignetste zusammengelesen. Wem also mein Sammelwerk zur Hand kommt, der bete für mich, daß Gott im jenseitigen Leben meine Arbeit entsprechend belohne. Amen."

Der bescheidene Mann hat nicht zuviel gesagt. Seines Fleißes darf sich jeder Arbeiter rühmen, und der große Erfolg, welchen sein Kom-

pendium oder seine naturgeschichtliche Encyklopädie davongetragen, ist ein Beweis dafür, daß der Sammler nicht bloß den Besten seiner Zeit, sondern auch einer weit späteren Nachwelt Genüge geleistet hat.

An diesem Erfolg konnte sich Thomas noch bei seinen Lebzeiten erfreuen. Schon Vincenz von Beauvais nahm in seinem berühmten und vielgelesenen Spiegel der Natur (1250) eine nicht geringe Anzahl von Absätzen aus dem Sammelwerke des Thomas auf, ohne jedoch den Namen des Verfassers zu nennen. Eine große Befriedigung mag Thomas empfunden haben, als sein hochverehrter Lehrer, der große Albertus, dasselbe in seinen eigenen Schriften benützte. Bormans [1]), welcher dieses Verhältnis zum ersten Mal vollkommen klargestellt hat, sagt darüber unter anderem:

„Die Zeitangaben widersprechen entschieden der Annahme, Thomas habe die Tiergeschichte Alberts gekannt. Ich besitze nicht die Muße, genau bestimmen zu können, wann Albertus seine naturphilosophischen Abhandlungen vollendet hat; es geschah aber sicher nicht vor dem Jahre 1256. Nun, in diesem Jahre begann Thomas sein Buch über die Bienen; dieses aber ist nichts anderes, als die moralische Auslegung eines Abschnitts gleichen Titels in dem Buche de naturis rerum. Dieses Buch aber war die Frucht einer fünfzehnjährigen Arbeit; wenn wir aber auch einen gewissen Zeitraum zwischen beiden Werken zugeben, wie es natürlich ist und wozu auch der Ausdruck revolvi, dessen sich Thomas (in dem Widmungsbrief an den Ordensmeister Humbert) bedient, auffordert so ergiebt sich aus der einfachsten Berechnung, daß das Buch de naturis rerum, begonnen um 1235 oder 1236, um 1250 vollendet gewesen sein muß, also in einer Epoche, da Albertus das seinige noch nicht begonnen hatte. Will man noch einen Beweis, der alles, was ich soeben behauptet habe, in sich schließt? Man findet ihn bei Vincenz von Beauvais. Dieser unermüdliche Kompilator . . . . . citiert an hundert Stellen seines Speculum naturale das Buch de naturis rerum, mag es sich um Tiere, Pflanzen, Mineralien oder physikalische Gegenstände handeln, und giebt lange Auszüge daraus. Er citiert auch, vorzüglich in den vier ersten Büchern, den Albertus, aber einzig und allein bei Gelegenheit von Gegenständen, welche in den Schriften des Albertus, um die es sich hier drehen könnte — es ist besonders die Tiergeschichte —, noch nicht behandelt sind. Kann es einen treffenderen Beweis dafür geben, daß Vincenz diese noch nicht gekannt, oder, mit anderen Worten: daß sie noch nicht

---

[1]) Thomas de Cantimpré indiqué comme une des sources où Albert-le-Grand et surtout Maerlant ont puisé les matériaux de leurs écrits sur l'histoire naturelle (Bulletins de l'Acad. Roy. de Belgique tom. XIX.).

existiert hat? Nun belehrt uns aber Vincenz selbst, daß er sein Speculum naturale 1250 abgeschlossen hat."

Bormans bezeichnet deshalb den Thomas als den Vorläufer des Albertus.

Ist die Angabe von Verwijs richtig, der Vater der „deutschen" Dichtung, der Flamänder Jakob von Maerlant, habe sein berühmtes Werk: Der naturen bloeme, zwischen den Jahren 1265 und 1269 gedichtet[1], so fällt diese im ganzen und großen sich eng an das Original anschließende metrische Übersetzung des Buches de natura rerum noch in die mutmaßliche Lebenszeit seines Verfassers. Maerlant hat jedoch unseren Thomas nicht als solchen gekannt, sondern schreibt das Werk dem großen Albertus zu:

> Die materie vergaderde recht
> van Coelne Broeder Alebrecht.

Das naturgeschichtliche Wissen seiner Zeit wurde begreiflicher Weise durch Maerlants Übersetzung nicht bereichert; immerhin aber besitzt er das Verdienst, den Inhalt des Buches de natura rerum einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht zu haben.

Anders verhält es sich mit dem deutschen Übersetzer oder, besser gesagt, Bearbeiter dieses Buches, mit dem Regensburger Domherrn Konrad Megenberg (geb. um 1309, gest. 1374), einem der liebenswürdigsten Schriftsteller unseres deutschen Mittelalters, mit welchem wir uns etwas länger zu beschäftigen haben.

Megenbergs „Buch der Natur" ist nicht wie Maerlants „Der naturen bloeme" eine bloße Übersetzung, sondern eine selbständige Bearbeitung des Liber de natura rerum. An verschiedenen Stellen beruft er sich auf eine lateinische Vorlage, ain puoch von latein, für deren Verfasser er anfangs Albertus von Bollstädt hielt. Im Verlauf der Arbeit drängten sich ihm jedoch Zweifel auf, und so kommt er im Abschnitt von den Edelsteinen zu dem Schluß, daß Albertus schwerlich der Verfasser sei: „darumb sprich ich Megenberger, daz ich zweifel, ob Albertus daz puoch hab gemacht ze latein, wan er in andern püechern verr anders redet von den sachen dan daz puoch redet, er hab ez dann gemacht in der jugent, ê er seinem eigen sin volgt, wan daz puoch, daz ich auz der latein in daz däutsch hân prâcht, daz ist ain gesamnet dinch der alten maister, sam der maister selber bekent an dem ende des puochs 430, 5—13. Der Name des wirk-

---

[1]) Jakobs von Maerlant Der naturen bloeme, Ausg. von Verwijs in der Bibliotheek van middelnederlandsche letterkonde. Groningen 1878.

lichen Verfassers seiner lateinischen Vorlage ist Megenberg nicht bekannt geworden.

In der Anordnung des Inhalts geht er seine eigenen Wege. Das erste seiner acht Stücke handelt zwar wie bei Thomas von der Natur des Menschen, gleich im zweiten Stück erklärt er jedoch: Ich lâz dez puoches ordenung ze latein, wan es ist hie gar ungeordnet, und so faßt er denn die Bücher 16—19, welche die Planeten, die Elemente und Naturerscheinungen behandeln, in einen Abschnitt zusammen; die Bücher 4—9 der Vorlage bilden bei Megenberg das dritte Stück mit sechs Unterabteilungen u. s. f. Das dritte Buch der Vorlage von den Wundermenschen, das er anfangs nicht aufnehmen wollte, giebt er guten Freunden zu lieb als Anhang. „Ihm selbst," bemerkt Franz Pfeiffer, „mochten diese Fabeln weniger zusagen, umsomehr seinen deutschen Lesern, für die, wie wir aus dem Alexander, aus Herzog Ernst und aus Reisebeschreibungen, z. B. des Johann von Manndeville wissen, derlei Erzählungen den größten Reiz hatten." Das Buch von der Seele hat er ganz weggelassen.

Wesentlichere und durchgreifendere Aenderung hat Megenberg bezüglich des Inhalts vorgenommen, hier durch Weglassungen, dort durch Zusätze, die zum Teil anderen Quellen entnommen sind. So z. B. hat Thomas im Abschnitt über die Vierfüßler 110, Konrad nur 69 Artikel; der Abschnitt von den Vögeln hat bei ersterem 114, bei letzterem 72 Nummern. Aeußerst selbständig verfährt er in seinem zweiten Stück, welches die Himmel und die Planeten behandelt, und gerade dieses Stück dürfte nach Pfeiffer „leicht das anziehendste und bedeutendste des ganzen Buches sein". Diesen Reiz verdankt es besonders dem Umstande, daß Megenberg in dasselbe eine Reihe höchst origineller, volkstümlicher Anschauungen eingeflochten hat. Eine starke Vermehrung haben die Kräuter erhalten; die Zahl 31 bei Thomas ist bei Konrad auf 89 gestiegen, und letzterer beruft sich dabei auf seine „Kräuterbücher". Mit dem Abschnitt über die Edelsteine ist Megenberg höchst unzufrieden und ergänzt denselben aus dem Buche des Albertus de lapidibus nominatis et eorum virtutibus.

Megenberg übt also Kritik an seiner Vorlage und tadelt dieselbe manchmal ziemlich derb. „Daz ist nicht war," sagt er einmal; ein anderes Mal wirft er dem Buche vor, es „hinke"; ja, er beschuldigt dasselbe an einer dritten Stelle geradezu einfältiger und kindischer Behauptungen.

Obwohl Megenberg mit dem Helden unserer Darstellung etwas grausam umgeht, können wir uns doch nicht von dem liebenswürdigen Kritiker und Tadler schon abwenden. Wir möchten, wenn es auch hier

nicht gerade zur Sache gehört, auf seine Naivetät, auf seinen gemütlichen, trockenen Humor und auf seinen Mutterwitz besonders aufmerksam machen.

Wie naiv ist Megenbergs Aeußerung über die Nachtigall: Die Nachtigal unkäuscht etswenn mit der spirken (dem Spatz) und laezt sich drucken von der spirken. Ach, wôlt got, daz ich des niht west von dem zarten vogel! (S. 221.) Ebenso naiv ist es, wie er sich S. 393 mit einem Kürbis vergleicht. Michael von Schottland erzähle, der Kürbis breite seine Blumen in der Nacht aus, und ziehe sie, wenn der Tag komme, zusammen; das wendet der gute Domherr auf sich selbst an und ruft höchst beweglich aus: „Ach und aber ach und wê, ich armer kürwiz, wie lang hat mich diu werlt in die vinster gezogen und lockt mich noch."

In der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts begegnen uns zwei Süddeutsche, welche sich eingehend mit dem Werke des Thomas beschäftigt haben.

Peter Königschlaher, Schulmeister und Stadtschreiber zu Waldsee, übersetzte 1472 auf Ansuchen Georgs Truchsessen von Waldburg das Buch de natura rerum „mit sklavischer Treue" ins Deutsche[1]). In demselben Jahrzehnt verfaßte im Auftrag des Grafen Johannes von Wertheim ein Cistercienser aus dem Kloster Bronnbach bei Wertheim, Michael Bauman[2]) eine aus zwanzig Büchern bestehende naturgeschichtliche Encyclopädie und bezeichnet unter seinen Hülfsmitteln unverkennbar auch das Buch unseres Thomas. Der Schluß des Buches lautet nämlich: Difs buch ist beschryben worden zu lybe und zu nutz der sele des wolgeborenen und edelen herren herren Johannsen Grauen zu werthem und ist aus fünff oder sechfs lateinischen büchern gezogen in deutsche sprach nit one grosse arbeyt. Und in eim sulchen cleynen buch sein begryffen und beschryben das under den lateynischen und gelerten des gleychen kain funden mög werden, wann als der meister des eynen buchs spricht, so hot er an dem seynen buch XV Jar gesammet und hot kein kosten, kein arbeytt angesehen, dor noch zu wandernn. In Franckenreich In Engellandt. In deuthsschen landen, auch in den landen uber mere und hot aus allen buchern die er finden mocht das besste und das nutzte gezogen genomen und zu ein buch begriffen und geschryben. Michael bauman. Conuent Brüder zu Brunbach. Anno 1478."

---

[1]) Vgl. Pfeiffer, Einl. zu Konrad v. Megenberg XXXII.

[2]) Papierhds. 15. Jahrh. 211 Bl. Fol. Fürstl. Löwenstein-Wertheim-Freudenbergische Klosterbibl. zu Bronnbach. Vgl. Reuß in Haupts Zeitschr. f. d. Alterthum III, 3. S. 437.

Daß unzählige Einzelheiten aus dem Buch der Natur unmittelbar aus dem Original oder vermittelt durch Megenberg und andere in naturgeschichtliche Werke übergegangen sind, liegt auf der Hand. Wir erinnern nur an den von H. Lambel herausgegebenen deutschen Lapidarius aus St. Florian, an Ortolfs von Baierland „Arzneibuch", worin Konrad, also auch Thomas, häufig ausgezogen ist, u. a. selbst der große C. Gesner hat in seiner Historia animalium außer Albertus und Vincenzius von Beauvais das Buch unseres Thomas reichlich benützt.

In dem Artikel über Thomas in den Script. Ord. Praed. ist unseres Wissens zum ersten Mal die Autorschaft des wahren Verfassers gründlich ermittelt und bewiesen worden; von älteren Schriftstellern hat Trithemius das Buch de natura rerum unserem Thomas zugeschrieben, doch ohne nähere Begründung. Ein Hauptbeweismittel haben wir bereits in dem Widmungsschreiben des Bienenbuchs kennen gelernt. In jüngerer Zeit ist das Werk auch von Naturforschern — wir erinnern an den Botaniker Ernst Meyer, an den Zoologen Carus — beachtet und gewürdigt worden.

C. Die hagiologischen Schriften des Thomas.

Nach der von Daunou[1]) bestimmten Reihenfolge handelt es sich um folgende Schriften:

1. Leben des Johannes, ersten Abtes von Chantimpré, wie früher schon bemerkt, der erste litterarische Versuch unseres Autors;
2. Leben der Christina Mirabilis.
3. Ein drittes Buch zu den zwei Büchern des Kardinals Jakob von Vitry über Maria von Dignies.
4. Zusätze zu des Dominikaners Seger oder Zegher Leben der Margareta von Ypern.
5. Leben der Lutgardis von Aquiria.

Für uns ist die letztgenannte Vita[2]) dadurch die bedeutendste, daß Thomas in der Seligen eine mütterliche Freundin gefunden hat, eine Tröjterin in schwierigen Anliegen, eine Beraterin, wenn es sich um Entschließung in wichtigen Lebensfragen handelte.

L u t g a r d i s soll 1182 zu Tongern geboren sein, als Tochter eines dortigen Bürgers und einer Edeln. Der Vater bestimmte sie zum ehelichen Leben und sorgte, als sie noch Kind war, schon für ihre künftige Aussteuer, indem er für sie einem Kaufmann zwanzig Mark Silber ins Geschäft gab; die Mutter dagegen wünschte, Lutgard möge den Kloster-

---

[1]) In der Hist. lit. de la France.

[2]) Gedruckt in Act. SS. Jun. III, p. 234—262, Einleitung, p. 231—34.

beruf erwählen; sie selbst wolle ihr ein Kloster gründen, wo es ihr gefalle; sie that dabei die sonderbare Aeußerung: „Si vero virum mortalem elegeris, nullum alium nisi vaccarum custodem habebis.“ Lutgardis wurde im Katharinenkloster zu St. Trond erzogen. Einem vornehmen und reichen jungen Manne, der um sie warb, schenkte sie williges Gehör. Als die beiden Liebenden einmal beisammen saßen, zeigte sich ihr Christus mit der Seitenwunde, und auf diese Erscheinung hin löste sich jenes Verhältnis. Sie war dann einer zweiten und stürmischeren Werbung ausgesetzt: ein gestrenger Ritter bot ihr seine Hand an. Lutgard blieb jedoch ihrem Vorhaben, Nonne zu werden, getreu und wies den Freier ab. Da macht, als sie einmal verreist war, der junge Mann den Versuch, sie zu entführen; es gelingt ihr jedoch, rasch vom Pferde zu springen und in einen nahen Wald zu entkommen. Sie trat in das genannte Kloster ein und wurde Benediktinerin. 1206 ging sie von den Benediktinerinnen zu den Cistercienserinnen über und lebte als solche in dem 1217 gegründeten Kloster Aquiria (Awiers) bis zu ihrem 1246 erfolgten Tode. Obwohl Cistercienserin, war sie dem Orden der Predigermönche sehr gewogen und hieß deren „Mutter und Amme“.

Lutgard muß eine Frau von hoher Begabung und geistiger Bedeutung gewesen sein. Sie stand im Briefwechsel mit Jakob von Vitry, und dieser Briefwechsel, der für die Biographie Jakobs höchst wertvolles Material enthält, wurde selbst noch fortgesetzt, als der berühmte Kreuzprediger Bischof von Accon und Kardinal geworden war. Mit der Herzogin Maria von Brabant, der Tochter des Königs Philipp August von Frankreich und der Agnes von Meran, seit 1206 Gemahlin des Herzogs Heinrich von Brabant, stand Lutgardis in freundschaftlichem Verkehr; eine andere Freundin von ihr war die gelehrte Dichterin Sibylla de Gagis, welche in lateinischen Versen Lutgards Epitaphium verfaßt hat und sie darin als „Spiegel des Lebens“, „Blume des Klosters“, „Edelstein unter den Schwestern“ bezeichnet.

Den Tod von mehreren Personen — genannt werden Papst Innocenz III., die Herzogin Maria von Brabant und der Dominikaner-Ordensmeister Jordanus — soll sie vorausgesagt haben. Selbst in Welthändeln scheint man den Rat der frommen, besonders durch Gebetserhörungen berühmten, aber auch klugen und erfahrenen Nonne von Aquiria eingeholt zu haben. Als 1241 der bekannte Tartareneinfall im europäischen Westen ruchbar wurde, verbreitete sich allgemein die höchste Bestürzung. Man bat Lutgardis, sie möge um Abwendung dieser entsetzlichen Geißel beten, sie erwiderte jedoch: „Es ist mir noch nicht in den Sinn gekommen, um dieser Sache willen zu beten; denn

ich bin fest überzeugt, daß für jetzt wenigstens die Tartaren nicht bis in unsere Gegenden vorrücken werden."

Als „Spiegel des Lebens" und dadurch auch „Edelstein unter den Schwestern" wird sie folgendermaßen charakterisiert: „Wenn die Demut ein Weg Christi ist, so ist Lutgardis nie hoffärtigen Sinnes gewesen; ist die Armut ein Weg Christi, so hat sich auch Lutgardis der Armut so beflissen, daß sie selbst nicht einmal an die tägliche Nahrung denken wollte; gehören Barmherzigkeit und Freundlichkeit zu den Wegen Christi, so muß ich bekennen, daß ich in diesem Leben niemand gesehen habe, der barmherziger als sie gewesen ist." Von ihr stammt auch die Aeußerung: „Lieber wollte ich mit Gott in der Hölle sein, als ohne Gott mit den Engeln im Himmel."

Nachdem sie längere Zeit des Augenlichtes beraubt gewesen war, starb sie am 16. Juni 1246. Man setzt die Abfassung ihrer Lebensgeschichte in die Zeit von 1247—48. Diese Vita hat Glück gehabt, indem sie ins Flamändische, Französische, Spanische und Italienische übersetzt worden ist.

Eine gleichfalls merkwürdige Erscheinung ist unter den Frauen ihres Landes die vertrauteste Freundin Jakobs von Vitry, Maria von Oignies, gewesen.

Sie war in Nivelles geboren und gehörte einer guten Familie an. Sie trat in die Ehe, wurde jedoch bald Witwe und lebte, nachdem sie den größten Teil ihres Vermögens den Armen zugewendet hatte, anfangs in einem abgelegenen Dorfe, seit 1206 aber im Städtchen Oignies unweit Charleroy, wo 1192 Aegidius von Walcuria und dessen Bruder ein Augustinerkloster gegründet hatten. Die junge Stiftung, deren erster Prior Aegidius selbst war, erfreute sich durch Frömmigkeit und Zucht allgemeinen Ansehens. In der Nähe desselben hatten sich Beguinen niedergelassen, welche sich die Mutter des Aegidius zur Meisterin erwählt hatten. In diese fromme Genossenschaft trat auch Maria ein und wurde bald, gleich Lutgardis, ein „Edelstein unter den Schwestern". Durch den Ruf ihrer Heiligkeit angelockt, suchte der damals noch in Paris studierende junge Jakob von Vitry sie auf, und es entwickelte sich zwischen ihm und Maria ein gleich freundschaftliches Verhältnis, wie wir ein solches bereits zwischen Thomas und Lutgardis kennen gelernt haben. Er verehrte Maria wie eine Mutter, aber auch wie eine Heilige, von der er, als sie gestorben, stets Reliquien bei sich trug. Sie bestimmte den jungen Mann, nach Paris zurückzukehren, um seine Studien zu vollenden und Priester zu werden. Nachdem dies 1210 geschehen, ging er wieder nach Oignies, wo er, unter die Kanoniker aufgenommen, die Pfarrei und die Schule leitete. Diesem stillen und bescheidenen Wir-

kungskreise wurde jedoch der bedeutende Mann bald entzogen, um in die Händel der Welt einzugreifen und vorerst als Kreuzprediger den weitesten Ruf zu erlangen. So lange jedoch Maria lebte, entfernte sich Jakobus in seiner neuen Thätigkeit nie allzu weit von seinem lieben Oignies, und erst als seine mütterliche Freundin am 23. Juni 1213 durch den Tod erlöst worden war — Jakobus war bei ihrem Tode zugegen —, ergriff er seinen neuen Beruf mit ungeteilten Kräften und im weitesten Umfang. 1227, nachdem Jakob, inzwischen Bischof von Accon geworden, aus dem Orient zurückgekommen war, weihte er die durch Prior Aegidius erbaute Kirche ein und ließ darin die Gebeine der seligen Maria beisetzen.

Ein Denkmal errichtete ihr Jakobus durch die zwei Bücher seiner Vita B. Mariae Oigniacensis[1]), und zu diesen schrieb ein Bruder N., regulierter Chorherr zu Chantimpré, einen Nachtrag oder ein drittes Buch. In diesem Frater N. humilis canonicus Cantipratensis sah Papebroch einen Nikolaus oder einen anderen mit N anfangenden Namen und sprach somit unserem Thomas, den man bisher für den Verfasser gehalten hatte, die Autorschaft ab. In den Script. Ord. Praed. wird dagegen jenes Supplementum aus mehrfachen inneren und äußeren, jedoch nicht vollständig stichhaltigen Gründen unserem Thomas wieder zugeschrieben. Daunou schließt sich den Dominikanern an: „Man findet in diesem Nachtrag Ausdrücke, Wendungen, Formeln und vor allem die Gläubigkeit des Thomas: eine lange monotone Reihe von Wundern und Offenbarungen füllt 23 Kapitel. Offenbar hat der bescheidene Thomas, indem er das Werk eines Kardinals fortsetzte, seinen Namen unter der allgemeinen Initiale verbergen wollen, wie dies auch andere demütige Geschichtsschreiber des Mittelalters gethan haben. Moderne Bibliographen und Geschichtsschreiber, Jean van der Meulen, genannt Molanus, Colvenerius, Labbeus, Adrianus, Bellarmin haben in jenem Supplement den Bibliographen des Abts Johannes und der Christina wiedererkannt, und wir tragen kein Bedenken, diesen Nachtrag als Thomas' dritte litterarische Arbeit zu bezeichnen."

„Die vierte," fährt Daunou fort, „besteht in Zusätzen zu einer Schrift des Dominikaners Seger oder Zegher zum Leben der sel. Margareta von Ypern, die 1237 gestorben ist. Dieses Leben ist von Choquet in eine Geschichte der Heiligen Belgiens, welche dem Predigerorden angehören, aufgenommen worden. Seger hatte die Bekehrung Margaretas geschildert; Thomas beschreibt des längeren ihre Fort-

[1]) Act. SS. Jun. IV, p. 636—666.

schritte in den christlichen Tugenden, welche ihr die Verehrung und Bewunderung der Flamänder verschafft haben."

Wir kommen zu einer der erstaunlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Wunderbaren, von der uns nicht Mythus und Sage, sondern die Geschichte Kunde erhalten hat. Ziehen wir alles ab, was die Phantasie eines gläubigen Zeitalters übertrieben ausgeschmückt und der Wirklichkeit hinzugesetzt hat, so bleibt uns doch Christina Mirabilis ein physiologisches Rätsel. „Diese Erscheinung ist," schreibt Danner[1]), „wenigstens in physischer Beziehung das Seltsamste und Exceptionellste, was meines Wissens innerhalb jenes an ungewöhnlichen, die Grenzen der allgemeinen Menschennatur überschreitenden Personen und Thatsachen so reichen Altertums aufgetreten ist. Schon der Name deutet etwas ganz Absonderliches an; diese Jungfrau stand selbst in ihrem Zeitalter, wo man so gläubig und mit Mirakeln aller Art so vertraut war, als ein ganz einziges und unvergleichliches Wesen da und wurde daher mit dem Prädikate »Mirabilis«, der Wundersamen und Wunderbaren par excellence, bezeichnet". Jakob von Vitry, welcher Christina gekannt und gesehen hat, erzählt von ihr in seinem Leben der Maria von Dignies und unser Thomas schrieb acht Jahre nach ihrem im Juni oder Juli 1224 erfolgten Tode, nachdem er sowohl in der Gegend von St. Trond, wo sie 1150 im Dorfe Bruesthem geboren worden, als in der Grafschaft Loen, in welcher sie lange Zeit gelebt, Augenzeugen über sie vernommen hatte, die Lebensbeschreibung des Wundergeschöpfes [2]). Seine Hauptzeugen waren der Abt Thomas von St. Trond und eine Recluse Iveta oder Ivea zu Loen, welche neun Jahre lang mit Christina gelebt hatte.

Christina war nach den Mitteilungen, welche wir über sie besitzen, das Bild vollständigster Entkörperung und Vergeistigung. Zeigte sie sich, so wußte man nicht, ob ein Geist vorüberging oder ein Mensch, da sie die Erde kaum zu berühren schien; solche Entkörperung oder Vergeistigung ist auch bei anderen heiligen und frommen Personen verbürgt; wenn aber Christina beinahe Vogelnatur annimmt, wenn sie auf Baumwipfel, auf Dächer und Zinnen von Kirchen und Türmen nicht steigt, sondern fliegt, wie ein Pfeil, wenn sie gleich einem Sperling an den zartesten Baumästen hängt, so übersteigt dies doch alle Grenzen. Auf der anderen Seite besitzt sie eine wunderbare körperliche Stärke, ja eine förmliche Riesenkraft. Als man sie in einen wohlverwahrten Keller

---

[1]) Christina Mirabilis, das Wundergeschöpf des 12. Jahrhunderts, und der hl. Joseph von Copertino, der Wundermann des 17. Jahrhunderts, als vorläufige Repräsentanten einer neuen künftigen Menschengattung. Paderborn 1864.

[2]) Act. SS. Jul. V, p. 650—665.

einsperrt, nimmt sie einen Stein vom Boden, schlägt damit ein Loch in die feste Mauer und fliegt durch die Oeffnung wie ein Vogel ins Freie. Ueberhaupt fühlt sie sich nur im Freien, in Wäldern und auf Höhen, fern von den Menschen wohl, was zum Teil damit zusammenhängt, daß sie in ihrer Jugend die Viehherde ihrer Familie gehütet und sich auf diese Weise an das Leben in und mit der Natur gewöhnt hatte.

Im ganzen und großen hatte diese Erscheinung etwas Unheimliches, ja Spukhaftes, und es dürfte unsere Vita fast nur eine anmutigere Scene darbieten: wie sie, selbst beinahe ein Vogel, Vögel aller Arten und Gattungen um sich gesammelt, wie sie gleich einer Bruthenne unter ihnen gesessen, sie geliebkost und geküßt hat. Wenn sie dagegen in St. Trond des Nachts aufsteht, die Hunde des Ortes in Aufregung versetzt und von ihnen, einem Wilde gleich verfolgt, sich durch Wälder, Büsche und Dornen jagen läßt, bis sie endlich am ganzen Leibe blutet, so grenzt solch eine Art von Bußübung geradezu ans Fratzenhafte und kann von verständigen Geistlichen nicht gebilligt werden.

Namentlich in ihrer Jugend durch ihre Mitmenschen vielfach verhöhnt und grausam gequält, scheint sie doch im späteren Lebensalter auf manche derselben einen nicht unbedeutenden Einfluß in sittlicher und religiöser Beziehung ausgeübt zu haben, so auf den Grafen Ludwig von Loen, der eine große Zuneigung zu ihr gefaßt hatte. Als es bei ihm ans Sterben ging, ließ er sie zu sich rufen und bat sie, bei seinem Verscheiden zugegen zu bleiben; dann hieß er die sonstigen Anwesenden das Zimmer verlassen und bekannte ihr unter Thränen alle Sünden, welche er von seinem elften Jahre an begangen hatte, um seine „Mutter“, so nannte sie der Graf, zu möglichst eifriger Fürbitte für das Heil seiner armen Seele zu bestimmen.

Nach dem Bienenbuch des Thomas (II, 33, § 9) soll es auch in Deutschland — leider wird der Ort nicht angegeben — eine ähnliche Erscheinung gegeben haben. „Zu unserer Zeit,“ so berichtet Thomas, „lebte dort, wie mir ein Augenzeuge, ein Predigermönch, mitgeteilt hat, eine sehr heilige Jungfrau, für die es weder Schloß noch Riegel gab und welche durch keinerlei Bande an einen bestimmten Ort gefesselt werden konnte: sobald der Geist über sie kam, flog sie davon wie ein rasch abgeschossener Pfeil; sie zerbrach Schlösser und Fesseln und erhob sich einem Vogel gleich in die Luft; denn wo der Geist Gottes, da ist auch die Freiheit. Dieselbe heilige Jungfrau begab sich, wie viele gesehen haben, zuweilen aufs Feld; daselbst berief sie Vögel aller Art, selbst Raubvögel um sich und saß in deren Mitte, wie eine Henne unter ihren Küchlein; sie streichelte und küßte dieselben, und dies war kein

Wunder, denn sie besaß noch jene Unschuld, welche Adam verloren hat, und damit besaß sie noch die Herrschaft über die Tierwelt."

Erfolge wie die Lebensgeschichte der Lutgardis hat meines Wissens die Vita der Christina nicht gehabt; es scheint sich auch die Kirche derselben gegenüber kühl, wenn nicht gar abweisend verhalten zu haben.

Das Leben des Abtes Johannes von Chantimpré, aus welchem in den Script. Ord. Praed. Auszüge mitgeteilt werden, haben wir bereits im ersten Abschnitt besprochen; Thomas hat es in seiner Jugend begonnen, aber erst im Alter vollendet. In der Anlage des Werkchens zeigt sich bereits die mystische Richtung des Verfassers. Er unterscheidet in dem Leben des Seligen drei Zeiträume: den inchoativen, den progressiven und den consummativen, d. h. den beginnenden, den fortgeschrittenen und den vollendeten; der inchoative behandelt Kindheit und Jugend, der progressive die Zeit höherer Liebe und Betrachtung, der consummative Alter und Tod. Man könnte sagen, Thomas selbst habe diese Vita in seiner eigenen inchoativen Periode begonnen und bis zu einem gewissen Grade fortgeführt, aber in seiner consummativen erst vollendet.

D. Ein Gedicht des Thomas.

Daß unser Schriftsteller, wenn nicht Dichter, so doch Versemacher gewesen ist, bezeugt sein in das Bienenbuch eingereihter Hymnus zu Ehren des zweiten Ordensmeisters der Dominikaner, des 1237 im Mittelländischen Meere ertrunkenen Jordanus von Sachsen bezw. Westfalen. An seinem Grabe sollen laut dem Kölner Annalisten (zum J. 1237) Wunder geschehen sein. Thomas beschreibt im Leben der sel. Lutgardis eine großartige Lichtsäule, die sich über dem Schiffe erhoben habe, in dem er mit zwei Gefährten ertrank; nach seinem Tode sei er der Seligen erschienen und habe sie in einer bedrängten Stunde getröstet.

III. Thomas und die geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit.

Cäsarius von Heisterbach hat einmal die Schicksalsschläge der damaligen Zeit — er schrieb ums Jahr 1220 — in einem Gesamtbilde zusammengefaßt: „In unseren Tagen," so schreibt er in seinem Dialogus X, 47, „scheint erfüllt zu sein, was der Herr im Evangelio sagt: ein Volk wird sich erheben über das andere Volk, ein Reich über das andere Reich; große Erdbeben werden kommen, Pestilenz und teuere Zeiten; auch kommen Schrecknisse, und gewaltige Zeichen geschehen am Himmel. In unseren Tagen erhob sich das Volk der Sarazenen unter seinem

Führer Saladin, dem Könige Syriens; er nahm Jerusalem und das heilige Land. Gegen dieses gottlose Volk sahen wir drei große Züge der Gläubigen, den einen unter Kaiser Friedrich, den anderen unter dessen Sohn Heinrich, den dritten unter dem jetzt regierenden Kaiser Friedrich. In unseren Tagen erhob sich auch das Volk der Lateiner wider das der Griechen, eroberte Konstantinopel und einen großen Teil des Landes. Um dieselbe Zeit begannen auch die Ketzereien der Albigenser; die Völker der Katholischen wurden verwirrt im Glauben, und die Reiche, wie Spanien und Frankreich, neigten sich zum Untergange des Glaubens; noch ist dieses Jammers kein Ende zu sehen. Ich schweige von den Reichen der Ungläubigen; wie heftig unter den Gläubigen die Kriege gewesen sind, Frankreich gegen England, Deutschland gegen Frankreich, wissen wir alle; im vergangenen Jahre aber brach ein Volk in die Reiche der Ruthener, das einen ganzen Stamm vernichtete: niemand weiß, wer es ist, woher es kommt und wohin es geht."

Dieses Gemälde ist düster genug: besäßen wir ein ähnliches von Thomas, es würde noch düsterer ausgefallen sein. In den mehr als dreißig Jahren, welche zwischen dem Dialogus und dem Bonum universale liegen, hatten sich die Zustände nichts weniger als gebessert; die Begeisterung für das heilige Land war im Erlöschen; die schauderhaften Albigenserkriege hatten die einstige Blüte des südlichen Frankreichs vollständig geknickt; im nördlichen Frankreich, und von dort sich weiter verbreitend, waren die gefährlichsten socialistisch-communistischen Bestrebungen bereits in Aufständen zu Tage getreten, und jenes Volk, von welchem nur eine unbestimmte Kunde in die stillen Räume der Abtei Heisterbach gedrungen, war inzwischen der Schrecken nicht bloß des östlichen, sondern auch des westlichen Europa geworden. Alle diese Entwicklungen und Ereignisse spiegeln sich in den Werken unseres Autors mehr oder weniger lebendig wieder.

Daß unser Thomas, von seiner Jugendzeit an ein Verehrer des großen Kreuzpredigers Jakob von Vitry, für die ursprüngliche Idee der Kreuzzüge im Osten, für die Wiedergewinnung des heiligen Landes mit lebhafter Begeisterung erfüllt war, ist begreiflich; bei einem Predigermönch läßt sich auch annehmen, daß er kein Gegner der Kreuzzüge im Westen gewesen ist; und wie er dachten und fühlten noch viele seiner Alters- und Zeitgenossen. Daß aber selbst in den Tagen der höchsten Begeisterung für das heilige Land bereits Stimmen gegen die Bewegung laut geworden waren, daß sich viele einzelne der Anteilnahme an derselben zu entziehen suchten, daß bei denjenigen, welche sich daran beteiligten, nicht immer edele und reine Motive die bestimmenden waren, ist eine bekannte Thatsache und ist durch viele Quellen zu belegen. So hat, um

nur eine derselben anzuführen, der Dominikanergeneral Humbert de Romanis [1]) in seinem Buch über dasjenige, was auf der Kirchenversammlung von Lyon (1274) zur Verhandlung kommen sollte, auch diesen Gegenstand besprochen und eine Reihe von Einwendungen vorgeführt, welche gegen die Kreuzzüge erhoben zu werden pflegten. Es waren diese Einwendungen teils höherer ideeller, teils niedrigerer praktischer Art, und sie hatten ihren Grund zum Teil in den vielen Mißerfolgen der Christen im Orient. Da hieß es z. B., es sei unchristlich, überhaupt Blut zu vergießen, und Sünde, das Leben der Christen aufs Spiel zu setzen; der Kampf mit den Sarazenen hielte diese ab, den christlichen Glauben anzunehmen; aus den Mißerfolgen aber ergebe sich, daß die Fortsetzung der Kämpfe nicht Gottes Wille sei und die Christen nicht gegen die gewaltige Macht der Sarazenen aufzukommen vermöchten. Andere Gründe waren Bequemlichkeit, Furcht vor Gefahren und Anstrengungen, Sorge um Familie, Haus und Hof, Widerstand von seiten der Angehörigen, der Frauen, Kinder und Bräute, aber auch Besorgnis eines Eheherrn oder eines Verlobten, durch zu lange Abwesenheit die Treue der Gattin oder Braut auf eine zu harte Probe zu stellen. Hierzu traten noch Gewinnsucht und Spekulationsgeist, indem Güter von Kreuzfahrern oft um den billigsten Preis verkauft wurden. Wie dem hl. Ludwig seine Züge in das Morgenland erschwert worden sind, wie selbst Geistliche sich an dieser Gegenbewegung beteiligten, wissen wir aus Joinville und anderen Quellen.

Cäsarius und Thomas bieten uns mehrere Beispiele aus dem Leben, wie Personen, die sich aus ungenügenden Gründen der Pflicht, an einem Kreuzzug teilzunehmen, entzogen hatten, von göttlichen Strafgerichten ereilt worden sind.

So erzählt uns Cäsarius (I, 14 der acht libri miraculorum) von einem rheinischen Bauer, welcher das Kreuz genommen, aber später diesen Schritt bereut hatte; er habe sich in Rom blind gestellt und sei daraufhin von seinem Gelübde losgesprochen worden: zur Strafe für diesen Betrug wurde er auf dem Heimweg wirklich blind. Bei Thomas (I, 22, § 2) lesen wir Aehnliches von einem Stiftsherrn zu Lille, Fulko von Gent. Durch den Legaten Jakob von Vitry aufgefordert, mit ihm in Flandern das Kreuz zu predigen — es handelte sich um einen Zug gegen die Albigenser —, weigerte sich Fulko und erklärte endlich, als Jakob mehr und mehr in ihn drang: man möge ihn mit der Angelegenheit in Ruhe lassen. Hierauf erwiderte der Legat: kraft seiner Vollmacht könne er den Ungehorsamen und Trotzigen in Bann thun und seiner Pfründen ent-

[1]) Vgl. Jan te Winkel, Maerlants Werken (1877), p. 139.

setzen; er wolle jedoch aus Rücksicht auf einen so bedeutenden Mann von seinem Recht keinen Gebrauch machen, er bitte vielmehr, Gott möge Fulko für dieses Geschäft, wie für jedes andere unbrauchbar machen. Fulko wurde von einer unheilbaren Krankheit ergriffen, von welcher er erst nach Jahren durch den Tod erlöst worden ist.

Thomas kommt selbst in dem Buch „über die Natur der Dinge" auf die ungerechtfertigten Dispensationen zu sprechen und redet in der Moralisatio zum Absatz über den Vogel Glutis (lib. V.) die Kreuzpilger folgendermaßen an: „Du aber, Pilger, wenn du Gott dein Gelübde abgelegt und das Kreuz genommen hast, erfülle dies Gelübde, wenn es in deinen Kräften steht; suche nur dann um Lossprechung nach, wenn dich eine solche Not drängt, daß du selbst vor dem Angesichte Christi, des Weltenrichters, dich damit entschuldigen kannst."

Daß viele Ehefrauen oder Bräute sich dem Vorhaben ihrer Männer oder Verlobten widersetzten, ist menschlich leicht zu erklären; aus dem Leben gegriffen ist eine hierauf bezügliche Romanze des Troubadours Marcabrun [1]). Unter einem mit Singvögeln belebten blühenden Baum am Rande einer Quelle bemerkt der Dichter die Tochter eines Burgherrn; er will ein heiteres Gespräch mit ihr anknüpfen; sie aber bricht in Thränen aus und klagt: ihr Freund habe, durch den Aufruf seines Königs (1146) bestimmt, sich zum Kreuzzuge gemeldet:

„Dem König Ludwig werd' es leid,
Der alles aufruft weit und breit
Und mir nichts schafft als Herzensangst."

Marcabrun tröstet sie; ihre Antwort ist die eines liebenden Mädchens:

„Herr," sprach sie drauf, „das mag wohl sein,
Daß Gott von aller Not und Pein
In jener Welt mich will befrei'n,
Er, der den Sündern gern vergiebt;
Doch hier büß' ich den Liebsten ein."

In der engeren Heimat unseres Thomas, in Brüssel, hat sich noch bis auf neuere Zeit ein Brauch erhalten, der sich auf die scheidenden Männer und ihre Frauen bezieht und den wir mit den Worten von J. W. Wolff (Niederländische Sagen, Nr. 90) mitteilen wollen.

„Am 19. Januar abends läuten alle Glocken der Stadt Brüssel viele Stunden lang, und muß ein jeglicher Hausvater seine Frau bewirten, die Frau dagegen ihn auf dem Rücken in die Schlafkammer tragen. Dies geschieht zum Andenken an die folgende Geschichte.

„Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren auch die Brüsseler Bürger mit zum heiligen Grabe gezogen, und sie hielten sich daselbst gar tapfer.

[1]) Diez, Leben und Werke der Troubadours 46.

Die Frauen aber betrübten sich unter der Zeit sehr über das einsame Leben, welches sie führen mußten; auch mochten sie wohl Furcht haben, die grimmen Heiden möchten ihre Männer töten, und also sehnten sie sich aus ganzem Herzen nach der Stunde, in welcher die braven Kämpen wieder ihren Einzug in Brüssel halten würden.

„Darüber war schon mehr als ein Jahr verstrichen und noch immer kam keine Botschaft aus Palästina, als eines Abends plötzlich ein staubbedeckter Reitersmann durch die Straßen jagte und überall und allen zurief: »Sie kommen, sie kommen!« Die guten Frauen wußten sich vor Freude nicht zu fassen; sie rannten jubelnd und jauchzend dem Reiter nach, der sich bald dem Löwener-Thore wieder zuwandte, wo man schon deutlich die Pauken und Zinken aus weiter Ferne herschallen hörte. Ohne aber das Näherkommen ihrer lieben Männer abzuwarten, liefen die Frauen immer weiter auf der Straße fort, welche nach Deutschland führt, und als sie endlich das Heer erreicht hatten, und die ersten Umarmungen und Küsse vorüber waren, da faßten sie eine jede den ihrigen auf die Schulter und eilten, so schnell sie konnten, der Stadt zu, von der her die Glocken feierlich läuteten, und wo alle Häuser hell erleuchtet strahlten."

Menschlich gleich begreiflich wie die trostlose Stimmung jenes verlassenen Burgfräuleins im südlichen Frankreich ist die von Cäsarius (Dial. X, 22) berichtete Verzweiflung einer ihrer Entbindung entgegen sehenden Edelfrau in Flandern, als sie die Nachricht erhielt, ihr Mann habe das Kreuz genommen.

Dagegen giebt es aber auch viele Belege, welche für den lebhaften Anteil, den die Frauen an den Kreuzzügen nahmen, beredtes Zeugnis ablegen.

Nach dem mittelhochdeutschen Sänger Heinrich von Rugge[1]) verschmähen die Frauen alle Männer, die sich feige von einem Kreuzzuge ausschließen, und Walther von der Vogelweide äußert sich in gleichem Sinne:

> „Witz unde manheit, dar zuo silber unde golt,
> swer diu beidiu hât, belîbet der mit schanden,
> wê den vergât des himeleschen keisers solt!
> Dem sint die engel noch die frouwen holt!"

Trotzdem daß unser Thomas durch den Beichtstuhl vielfach Gelegenheit hatte, in das Innere des menschlichen Herzens zu schauen, bringt er uns doch keine Belege dafür, daß Frauen Gegnerinnen der Kreuzzüge gewesen seien und ihre Männer davon abgehalten hätten. In seinem Nach-

---

[1]) Burdach, Reinmar der Alte und Walther (Leipzig 1880) 43. Vgl. Walther v. d. Vogelweide, ed. Simrock 119.

trag zum Leben der sel. Maria von Dignies erzählt er uns von einer Edelfrau in Lothringen, welche, um ihre Sündenschuld zu büßen, sogar selbst das Kreuz genommen und barfüßig, ein eisernes Band um den Leib, ins gelobte Land gepilgert sei. Sie besuchte dort Jakob von Vitry, als er Bischof von Accon war.

Auch sonst noch weiß unser Autor manches Schöne und Rührende aus den Kreuzzügen mitzuteilen; so folgende Geschichte:

„Im Jahre des Herrn 1203 wurde eine große Heerfahrt ins heilige Land unternommen, um die Sarazenen, welche in die Grenzen der Christen eingefallen waren, wieder zu vertreiben. Es kam zu heftigen Kämpfen, in denen von beiden Seiten viele getötet, viele auch gefangen wurden. Unter diesen letzteren befanden sich aus dem Volke Gottes zwei Ritter, von denen der eine aus Frankreich, der andere aus Brabant stammte; sie wurden mit einem sehr vornehmen Herrn ins Heidenland abgeführt und mußten, entgegen ihrem Stand und ihrer bisherigen Lebensweise, die schwersten körperlichen Arbeiten verrichten. Wie mir einer der beiden Ritter erzählt hat, saßen sie einmal erschöpft durch anstrengende Handarbeiten in glühendster Sonnenhitze beisammen, und als die Ritter unter schweren Seufzern ihrem Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, Ausdruck gaben, tadelte jener vornehme Leidensgefährte ihre Mutlosigkeit und Schwäche und sagte unter anderem: »O, ihr Armseligen, wisset ihr, was ihr wünscht? Ihr kehrt vielleicht in euer Vaterland zurück, aber ihr werdet als Unterdrücker der Armen elender sein, als vorher; hier jedoch, wenn ihr wolltet, könntet ihr dem glückseligsten Lebensende entgegensehen.« Nach diesen Worten sank er auf die Kniee nieder und erhob Hände und Augen gen Himmel: »Niemals möge Gott der Allmächtige zulassen, daß ich wieder in den Häfen meiner Heimat lande; er möge mich hier Buße thun und mein Ende erwarten lassen.« Wunderbare Willensstärke dieses Mannes, aber auch wunderbare Fügung Gottes! Beide Ritter sahen wir aus der Gefangenschaft befreit, aber zu Hause größeren Uebeln und Sünden verfallen, als vor ihrer Gefangenschaft. Für jenen vornehmen und heiligen Mann bemühten sich zwar der König von Jerusalem und viele edele Herren; aber es gelang ihnen nicht, denselben aus der Heidenschaft zu befreien. Der obengenannte Ritter hat mir noch weiter von ihm erzählt: trotz der anstrengenden Tagesmühen habe er nachts auf den Knieen liegend gebetet und seien ihm, wie den Kamelen, an den Knieen Schwielen gewachsen." (Bon. univ. II, 6, § 3.)

Noch rührender ist folgende Geschichte, welche unser Autor erzählt: „Um das Jahr der Menschwerdung unseres Herrn 1226 fuhr ein gläubiger und guter Mann aus Dinant über Meer, und nachdem er das heilige Land betreten, besuchte er mit vieler Andacht und unter Thränen

die einzelnen Orte, wo die Füße des Herrn gewandelt haben sollen. Als er aber auf den Kalvarienberg gekommen war und hörte, an dieser Stelle habe unser Erlöser die Todesangst und die Kreuzesstrafe erlitten, seufzte er tief auf und sprach unter heftigem Weinen: »Wie soll ich dir, allbarmherziger Gott, das Viele vergelten, was du, Liebenswürdigster aller Liebenden, so wunderbar für mich gewirkt hast! Ich sah die Orte, in welchen du geboren und unter den Menschen gewandelt bist, in welchen du die Lehre des Evangeliums verkündigt und deine Gottheit durch Wunder bewiesen hast. Alle diese Orte habe ich mit einem Herzen voll Liebe und Ehrfurcht betrachtet; diese Stätte deines Leidens und Sterbens aber kann ich nicht ruhigen Herzens betreten: hier bist du mit Nägeln ans Kreuz geschlagen, hier bist du mit dem Speer durchbohrt worden, hier hast du für uns deine Seele ausgehaucht.« Als der fromme Mann dieses Gebet ausgestoßen, brachen plötzlich die Pulsadern seines Herzens, und er gab seinen Geist auf." (Bon. univ. I, 25, § 5.)

Die Mißerfolge Ludwigs des Heiligen auf seinem Kreuzzug nach Aegypten gaben die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruch eines entsetzlichen, bald stark kommunistisch gefärbten Aufstandes, welcher das unglückliche Frankreich durchtobte; wir meinen den Aufstand der sogen. Pastorellen oder Pastouraux im Jahre 1251, also um die Zeit, da Thomas sein Bienenbuch schrieb.

Die Idee des Kommunismus, d. h. die gänzliche Aufhebung oder mehr oder minder große Beschränkung des Privateigentums, läßt sich bis in die graueste Vorzeit verfolgen, und zwar weniger in der Spekulation, obwohl wir hier an Platos Buch vom Staat erinnern müssen, als vielmehr in der Praxis, in den urältesten Staats- und Volkseinrichtungen. Je mehr indessen das gemeinschaftliche Eigentum eines bestimmten größeren oder kleineren gesellschaftlichen Kreises schwand und statt dessen eine ungleichmäßige Verteilung der Glückgüter stattfand, je mehr der Gegensatz zwischen Armen und Reichen zu Tage trat, um so mehr mußte auch das Verlangen nach einer billigeren, jeden einzelnen gleichmäßig berücksichtigenden Verteilung des Besitzes sich geltend machen und zwar unter Umständen in gewaltthätiger Weise. In den geistig so aufgewühlten, an allem Bestehenden mächtig rüttelnden Zeiten, mit welchen wir uns beschäftigen, hatte sich die Idee des Kommunismus spekulativ bei manchen Schriftstellern und Dichtern, praktisch aber auch unter dem Volke gewaltig in den Vordergrund gedrängt. Schon nach Cäsarius von Heisterbach war es ein bekanntes Sprichwort: „Jeder Reiche ist ein Dieb oder der Erbe eines Diebes," und zwar bezog sich dieses Sprichwort, was fast wörtlich an das moderne kommunistische Losungswort: „Eigentum ist Diebstahl" erinnert, nicht etwa auf Wucherer und Raubritter, sondern

gerade auf die ungleiche Verteilung der Glücksgüter, die Gott für alle gemeinsam geschaffen habe. Begharden und Fraticellen stellten den Grundsatz auf: „Das Eigentum, welches bürgerliche Gesetze einführten, zerschneidet die Gemeinschaft des göttlichen Gesetzes.“ Ein Zeitgenosse des Cäsarius, der Troubadour Peire Cardinal richtete eines seiner schärfsten Strafgedichte gegen die Reichen [1]. Ein idealer Kommunist war der uns als Uebersetzer des Thomas schon bekannte flamändische Dichter Jakob von Maerlant [2]; er sah im Staat des Lykurg und der Brahmanen — letzteren kannte er aus der Schilderung des Dydimus, in dessen angeblichen Briefen an Alexander den Großen — das Ideal seines kommunistischen Staates, welcher jedoch auf christlicher Grundlage beruhen sollte. Es giebt nach ihm zwei unselige Worte in der Welt:

Twe worde in die werelt sijn,
dats allene mijn ende dijn;
moecht men die verdriven,
pays ende vrede bleven fijn.

In dem Staate Maerlants sollte es keinen Unterschied geben zwischen Herrschenden und Dienenden, zwischen Reichen und Armen:

„Onse goet es al ghemeene.“

Doch geht der Dichter nicht so weit, im Leben, wie es sich einmal gestaltet hat, den Reichtum unbedingt zu verdammen, obwohl er ihn in Bezug auf das Seelenheil für äußerst gefährlich hält.

Auch die Weibergemeinschaft spielte schon ihre Rolle. Der Dichter des Romans von der Rose verkündigt sie ganz offen und unverfroren, und der bekannte Dolcino († 1305) predigte nicht bloß Aufhebung des Eigentums, sondern auch der Ehe, und seine schwärmerischen Ideen fanden nicht geringen Anklang. Cäsarius (Dial. V, 21) schildert, und zwar nicht auf Grund von Gerüchten, sondern nach Mitteilung eines glaubwürdigen Augenzeugen, wie man in Verona die Weibergemeinschaft praktisch in Scene setzte. Ein stark kommunistischer Anstrich, sowohl in Bezug auf Armut und Reichtum als auf Weibergemeinschaft, scheint auch in der Ketzerei des Wilhelm Cornelius von Antwerpen, auf welchen wir in einem späteren Abschnitt zurückkommen werden, vorgeherrscht zu haben. Er stellte die Behauptung auf: durch Armut werde jede Sünde getilgt und eine noch so ausschweifende, jedoch arme Dirne stehe höher als eine keusche und enthaltsame Person, welche noch irgend etwas besitze (Bon. univ. II, 57, § 3).

[1]) Diez, Troubadours 453.

[2]) Jan te Winkel, Maerlants Werken 275 ff.

Auch die Pastorellen, unter welchen die Umsturzideen der Zeit durch die Führer des Aufstandes verbreitet wurden und einen fruchtbaren Boden fanden, griffen die Sache praktisch an.

Die unerwarteten Nachrichten aus Aegypten über die Mißerfolge Ludwigs des Heiligen riefen begreiflicherweise in Frankreich eine gewaltige Bewegung hervor. Der Führer nannte sich Jakob, und es hieß, er stamme aus Ungarn [1]. Ursprünglich dem Orden der grauen Brüder angehörig, sollte er schon in jugendlichen Jahren die christliche Religion abgeschworen haben und in die Dienste des Sultans von Kairo getreten sein. Diesem habe er das Versprechen gegeben, ihm möglichst viele Christen zu überliefern und Frankreich nach und nach zu entvölkern, um den Sarazenen Afrikas die Eroberung dieses Landes zu ermöglichen und zu erleichtern. Es wurde ferner behauptet, er habe vor vierzig Jahren den unglückseligen Kinderkreuzzug bewerkstelligt; man schrieb ihm außergewöhnliche zauberische Kräfte zu und machte ihn zu einem unter dem besonderen Schutze der hl. Jungfrau stehenden Abgesandten Gottes. Dieser Abenteuerer und seine Helfershelfer traten zuerst unter Hirten und Landleuten als Kreuzprediger auf und gewannen besonders unter den ersteren — daher der Name Pastorellen — einen gewaltigen Anhang. Die Sache ließ sich von Anfang so an, daß selbst die Regentin Frankreichs, Ludwigs staatskluge Mutter Blanca, die Bewegung mit günstigem Auge ansah. Gar bald aber zeigte sich die Kehrseite des Bildes: Verbrecher und liederliches Gesindel aller Art schloß sich den Hirten an, und aus dem Kreuzheere wurde eine große Räuberbande der entsetzlichsten Art, die es namentlich auf Plünderung und Aneignung fremden Eigentums abgesehen hatte. Den Anfang nahm der Unfug in Flandern und in der Picardie; von dort verbreitete er sich nach Paris, Orleans und in das mittlere und südliche Frankreich. Schandthaten jeder Art bezeichneten den Weg der plündernden Horden, und vor allem hatte die wohlhabende und reiche Geistlichkeit unter ihnen zu leiden. Erst in der Gegend von Bourges gelang es, dem gewaltigen Strom Halt zu gebieten. Dem Meister Jakob soll von einem Fleischer der Kopf abgehauen worden sein.

Leider giebt uns Thomas (Bon. univ. II, 3, § 15) nur die allgemeinen Züge des Pastorellen-Aufstandes, und würden wir ohne Matthäus Paris, Wilhelm von Nangis u. a über die Einzelheiten wenig unterrichtet sein. Die Worte des Thomas lauten:

„Wir sahen, und zwar noch unlängst, nämlich im Jahre der Menschwerdung Christi 1251, wie eine Schar Hirten aus verschiedenen Gegenden von einer seltsamen und bisher unerhörten Wut ergriffen worden

---

[1] Vgl. Scholten, Ludwig der Heilige I, 342.

ist: durch einige schlechte Menschen verführt, haben sie unter dem Vorwande eines Kreuzzuges in mehreren Teilen Frankreichs Angriffe auf Städte, Dörfer und Bevölkerungen gemacht, um sie zu vernichten und zu zerstören; sogar an so hervorragende Städte wie Paris und Orleans haben sie sich gewagt und mehrere Priester getötet. Aus Haß gegen die Geistlichkeit aber haben die Laien diesem verbrecherischen Treiben anfangs Beifall gezollt, und es würden noch größere Unthaten verübt worden sein, wenn nicht schließlich mit dem Klerus auch die Laienwelt in das allgemeine Unglück verwickelt worden wäre. Gott hat jedoch verhängt, daß die Anstifter desselben an verschiedenen Orten und auf verschiedene Weise baldigst ihren Untergang gefunden haben."

Von diesen wüsten Horden im Westen Europas ist es kein weiter Sprung zu den gleich entsetzlichen Horden, welche den Osten Europas bedrohten und zum Teil schon zur Wüste gemacht hatten. Dschenchischan und seine Nachfolger mit ihren Mongolen oder „Tartaren", wie sie meistens genannt wurden, drohten in den Tagen unseres Thomas für Europa eine gleiche Gottesgeißel zu werden, wie sie Attila mit seinen Hunnen im fünften Jahrhundert gewesen war. Die Nachrichten aus Rußland, Polen, Ungarn über die Verheerungen, welche jene Halbmenschen auf ihren Mord- und Raubzügen anrichteten, lauteten ganz entsetzlich. Kein Wunder, daß sich über Wesen und Ursprung derselben die sonderbarsten und abenteuerlichsten Vorstellungen bildeten. Man glaubte, die Mongolen seien ursprünglich Juden gewesen, welche Alexander der Große ihrer wüsten und viehischen Lebensweise halber in die Berge jenseits des Kaspischen Meeres eingesperrt habe [1]). Dort seien künstliche Trompeten angebracht worden, die bei jedem Windstoß tönten, so daß jene Juden glaubten, das Heer des gefürchteten Königs hielte sie noch immer umzingelt; im Laufe der Zeiten aber hätten Vögel darin genistet und die Trompeten verstopft; da nun seien die Juden als Tartaren zum Verderben aller Völker in die Welt gestürmt. In der Schlacht von Liegnitz (9. April 1241) sollen sie sich einer Zauberstandarte bedient haben; auf der Spitze derselben erhob sich ein schwarzer, bärtiger Kopf; schüttelte man ihn, so drang aus demselben ein dichter, übelriechender Dunst oder Nebel hervor, welcher den Angegriffenen nicht bloß höchst lästig war, sondern auch bewirkte, daß sie die Angreifenden nicht sehen konnten.

Der Schrecken vor diesen Horden ergriff nicht bloß die zunächst bedrohten Länder, sondern verbreitete sich bis Sicilien und in das südliche Frankreich; Dominikaner und Minoriten predigten das Kreuz gegen sie. Ins Kirchengebet schaltete man die Worte ein: „Herr, erlöse uns von

---

[1]) Richer. Senon. bei Böhmer, Fontes III, 56.

der Wut der Tartaren!" Der Troubadour Guillem von Montagnagout [1]) warnte in einem Sirventes, die ganze Welt lebe in Feindschaft; einer beklage sich über den anderen; aber, so fährt er fort, „jetzt kommen vom Morgenlande her die Tartaren, und die werden schon alles ins Gleiche bringen". Auch in den Kreisen, welchen unser Autor angehörte, herrschte Entsetzen über die durch jene „Gleichmacher" drohende Gefahr: „Als das Volk der Hungaren," so erzählt Thomas (Bon. univ. II, 2, § 3), „nebst anderen Reichen durch das Volk der Tartaren, die von Osten kamen, grausam zu Grunde gerichtet worden war, und letztere schon im Begriffe standen, durch Böhmen auch in Deutschland einzufallen, da begab sich jemand, der für Deutschland, besonders aber für Brabant fürchtete, beklommenen Herzens zu einer heiligen Brabanter Nonne und sprach zu ihr: »Teuerste Mutter, ich bin in nicht geringen Sorgen wegen der Tartaren, denn schon sind sie in die deutschen Grenzen, nämlich in Böhmen, eingefallen.« Hierauf entgegnete ihm die Nonne: »Liebster, sei unbesorgt! Es giebt in unseren Landen so viele heilige Seelen, namentlich in unseren Klöstern, daß wir vor den Tartaren keine Furcht zu haben brauchen. Ihr Heer wird durch die Geschosse so vieler heiliger Gebete verscheucht werden.«" Daß es Thomas' mütterliche Freundin Lutgardis gewesen ist, welche mit ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott und die Wirksamkeit des Gebetes der Gefahr ruhig entgegensah, ist schon im ersten Abschnitt bemerkt worden.

Der fromme Glaube mancher Klosterbrüder ging noch weiter. Man dachte sogar an die Bekehrung der entsetzlichen Feinde; unerschrockene Mönche, namentlich Prediger und Minderbrüder, wagten es zu diesem Zwecke sogar, die wüsten Länder jener Halbmenschen aufzusuchen, und hierüber begegnen uns bei Thomas nicht uninteressante Mitteilungen.

Im Bienenbuch (II, 54, § 14) lesen wir die Geschichte eines Tartarenfürsten, welchem sich Christus in seiner Herrlichkeit gezeigt haben soll, eine Bekehrungsgeschichte, die wir in einem späteren Abschnitt vollständig mitteilen werden; sie wird aber von Thomas folgendermaßen eingeleitet:

„Als im Jahre der Menschwerdung unseres Herrn 1248 der allerfrömmste König Ludwig von Frankreich mit seinen Brüdern, den Grafen Robert von Artois, Alphons von Poitou und Karl von Anjou, ins heilige Land gefahren war und Damiette, die vornehmste Stadt von Aegypten, inne hatte, vernahm er, der König der Tartaren habe eine Mutter, welche Christin sei, und obwohl der Sohn noch Heide, begünstige er doch die Christen. Sein Vater habe nämlich einen christlichen König von Indien getötet

[1]) Diez, Troubadours 577.

und dessen Tochter zur Frau genommen. Der fromme König von Frankreich glaubte nun, jener Tartar könne der Mutter und des Großvaters wegen bestimmt werden, das Christentum anzunehmen, und schickte zwei Predigermönche und zwei Minderbrüder an ihn ab, die ihm nebst anderen kostbaren Geschenken auch eine Kapelle von baumwollenem Stoff mitbringen sollten, welche in Form eines Zeltes alles zu einem Altar Notwendige enthielt. Die Brüder reisten durch viele Länder und Meere und wurden von dem König der Tartaren feierlich aufgenommen; sie blieben längere Zeit dort, hatten jedoch in Bezug auf ihre Mission so gut wie keinen Erfolg."

Soviel über die großen geschichtlichen Ereignisse der Zeit, welche in den Schriften unseres Autors mehr oder weniger eingehend Erwähnung gefunden haben. Schließen wir ihnen dasjenige an, was er über die hervorragenden Regenten jener Tage, über die deutschen Kaiser bezw. Könige Otto IV., Friedrich II., sowie über den hl. Ludwig von Frankreich mitzuteilen weiß; der Leser erwarte jedoch nicht gerade Neues oder geschichtlich sehr Bedeutendes.

Otto IV. war am 10. Mai 1218 auf seiner Harzburg, wie es heißt, an den Wirkungen eines zu starken Heilmittels, gestorben. Sein Ansehen als Kaiser war nahezu erloschen; der päpstliche Bann lastete schwer auf seiner Seele, und dieses ist die Stimmung, in welcher uns Otto in den ihn betreffenden Absätzen bei Thomas begegnet. Auch noch durch andere als Thomas wird uns diese Stimmung bestätigt. Er soll nach der Excommunication stets allein und auf der Erde gegessen haben; man erzählte von einem Befehl, den er erlassen habe: seine Gebeine sollten nach Rom gebracht werden, damit der Papst selbst sie vom Banne löse. Aus seinem Testamente blickt nach Winkelmann (Geschichte Kaiser Friedrichs II., S. 92) eine „ängstliche Sorge für das Heil der Seele" durch. Dies bestätigt Thomas, wenn er (Bon. univ. II, 53, § 19) sagt: „Wundere dich nicht, Leser, ich habe von denjenigen, welche bei des Kaisers langer Krankheit und dessen Tod zugegen gewesen sind, vernommen, er habe sich täglich durch Priester den Rücken geißeln lassen, und seine Reumütigkeit war so groß, daß der sehr ehrwürdige Bischof Konrad von Hildesheim das Zeugnis ablegte: er könne kaum glauben, daß Kaiser Otto nach solcher Zerknirschung auch nur eine Stunde lang im Fegfeuer habe leiden müssen."

Natürlich fehlt es bei unserem Autor nicht an Wundern und Erscheinungen. Nachdem der Kaiser gestorben, zeigte er sich einer ihm verwandten Aebtissin am Sprechfenster und bat sie: „Laß zehntausend Psalmen für mich beten und zwar so, daß bei jedem Psalm zehn Geißelschläge erteilt und bei jedem Vers der englische Gruß und ein Vaterunser

gebetet werden." Als dies in verschiedenen Klöstern geschehen war, erschien der Kaiser eines frühen Morgens wieder an jenem Sprechfenster, „von so hellem Lichte umgeben, daß die Aebtissin ihn nicht sehen, sondern nur hören konnte", wie er ihr für seine Erlösung dankte. Auch an Almosen hatte es der reumütige Kaiser nicht fehlen lassen, und bei einer Hungersnot im Jahre 1217 wurde auf sein Geheiß an Klöster und Arme reichlich Getreide ausgeteilt.

Ottos Gegner, Kaiser Friedrich II., steht bei Thomas übel angeschrieben. Der sittenlosen Lebensweise des genialen Staufers gedenkt er im Bienenbuch, und wenn Lutgardis von Aquiria ihr drittes siebenjähriges Fasten bei Brot und Bier abhält, damit Gott das Uebel verhüte, welches der Kirche durch einen occultus insidiator ecclesiae bevorstehe, so dürfte unter diesem heimlichen Widersacher der Kirche wohl nur Kaiser Friedrich zu verstehen sein. Kein Wunder, daß auf diesen auch „fliegende oder wandernde" Sagen, die seinem Charakter nicht zur Ehre gereichten, übertragen wurden. Eine dieser Sagen (Bon. univ. II, 30, § 43), der wir einige Varianten folgen lassen, lautet:

„Johannes, Bischof von Preßburg und später Meister des Predigerordens, machte dem Kaiser Friedrich, der ein höchst sinnliches und ausschweifendes Leben führte, unter vier Augen Vorwürfe darüber. Der Kaiser schien sie äußerlich ruhig anzuhören, innerlich aber war er im höchsten Grade aufgebracht. Er befahl nun einer seiner schönsten Beischläferinnen, den heiligen Mann in der Stille aufzusuchen und wo möglich zu Falle zu bringen. Sie gehorchte diesem Befehl und der Kaiser konnte mit einigen Herren aus seinem Gefolge von einem Versteck aus die Scene belauschen. Der Bischof aber versetzte der H . . . einen so derben Backenstreich, daß sie zu Boden und aufs Gesicht fiel. Seit dieser Zeit aber hat der Kaiser jenen heiligen Mann so hoch geachtet, wie kaum einen anderen Prälaten der heiligen Kirche."

Das Sagenhafte dieser Erzählung ist unserem Autor nicht aufgefallen; gleich nachher teilt er eine ganz ähnliche aus Spanien mit (a. a. O. § 45.): Ein spanischer Predigermönch, Namens Dominikus, lebte am Hofe des Königs von Kastilien und stand im wohlberechtigten Rufe außergewöhnlicher Tugend und Frömmigkeit. Eine schöne Buhlerin, die sich am Hofe aufhielt, war hierüber ärgerlich und beschloß, den frommen Mann um Ansehen und Einfluß zu bringen. Sie erklärte dem König und den Herren am Hofe: sie wolle Dominikus als Heuchler entlarven. Als er einmal predigte, warf sie sich ihm als reumütige Sünderin zu Füßen und bat ihn um seine geistliche Hülfe, indem sie ihr bisheriges Leben ändern wolle. Der harmlose Mann versprach der büßenden Magdalena, er wolle alles für sie thun, um ihre Seele zu retten. Eine

Zeit lang spielte sie ihre Rolle vortrefflich und hatte den Mann ganz für sich eingenommen. Plötzlich aber erklärt sie ihm: sie würde sich ein Leid anthun, wenn er sie nicht wenigstens einmal seine Liebe genießen lasse. Er merkt die List des Teufels, die aus ihr spricht, und bestimmt ihr einen Ort zur nächtlichen Zusammenkunft. Sie frohlocket und teilt dem Hofe mit, ihr Vorhaben sei gelungen. Alles ist in Erwartung des Kommenden; aber siehe da! sie findet den frommen Bruder auf einem brennenden Bette ihrer harrend. Bei diesem Anblick wird sie von Entsetzen erfaßt; der König aber und die Hofherren geraten über das schändliche Weib in solche Wut, daß sie dasselbe verbrennen lassen wollen. Dominikus aber, welchem das brennende Lager nicht den geringsten Schaden gethan hatte, bat um ihr Leben, und so dürfte aus der geheuchelten Magdalena wohl eine wirkliche geworden sein.

Bei Cäsarius von Heisterbach (Dial. X, 34) wird die gleiche Geschichte an den Hof eines französischen Großen verlegt. Gerung, der Scholastikus in Bonn, hatte sie von Paris mitgebracht und behauptete, der Vorfall habe sich erst in jüngerer Zeit zugetragen. In Italien wurde sie dem Stifter und ersten Abt von Monte Vergine, Guilelmus († 1142), nacherzählt [1]) und Colvenerius in seinen Anmerkungen zu den oben angeführten Erzählungen des Thomas bringt noch weitere Beispiele für diese Wandersage, darunter eine portugiesische Variante.

Dem schismatischen Friedrich gegenüber ist König Wilhelm von Holland für Thomas der rechtmäßige Beherrscher Deutschlands. Näheres über denselben, Charakterzüge oder Anekdoten, finden wir jedoch bei unserem Autor nicht; dagegen erzählt er einen wunderbaren Unfall, in welchem der Mutter des Königs, der Gräfin Mathilde von Holland, geborenen Gräfin von Brabant, gedacht wird. Er lautet nach Bon. univ. II. 2, § 5 folgendermaßen: Als nach der Schlacht auf Walchern die Mutter des Königs, Gräfin Mathilde von Holland, in Begleitung von zwei Predigermönchen die Walstatt besuchte, um noch Lebende oder Verwundete aufzusuchen, fand sie dort eine reiche und vornehme Dame in gleicher Beschäftigung, und diese erzählte der Mutter des Königs unter Thränen folgendes:

„Als ich auf dem Schlachtfelde umherging, rief mich plötzlich ein Verwundeter mit flehender Stimme an; ich eilte sofort zu ihm, legte seinen Kopf in meinen Schoß und ermahnte ihn, an Gott zu denken. Der Mann erhob mühsam Augen und Hände gen Himmel und sagte dann: »Ich bekenne, daß ich gezwungen in das Heer getreten bin und vorhatte, niemanden wehe zu thun; nun aber bin ich verwundet wor-

---

[1]) Stadler, Heiligen-Lexikon II, 559.

den und dem Tode nahe. Ich verzeihe von Herzen demjenigen, der mich getötet hat, und so möge sich der Allmächtige auch meiner erbarmen und mir vergeben, was ich gegen ihn begangen habe. Ich sehne mich nach der heiligen Wegzehrung; da ich sie aber mit dem Munde nicht empfangen kann, so wird die Gnade Christi sie mir geistig gewähren.« Dann machte er das Zeichen des Kreuzes und verschied. Ich kann euch aber beim Heil meiner Seele beteuern, daß, wie er den Mund geöffnet, um den Geist zu entlassen, ein Vögelein von unvergleichlicher Schönheit herausflog und den süßesten Geruch hinterließ."

Die berühmte Schlacht auf Walchern (Walatria) oder bei Westkappel fiel auf den 4. Juli 1253 und wurde bald, wie Scholten (Ludwig IX. der Heilige, S. 3) mit Berufung auf unseren Thomas sagt, „Gegenstand der Sage und der Dichtung". Wir kommen in einem späteren Abschnitt noch einmal auf obige Erzählung zurück.

König Ludwig IX. von Frankreich wird bei Thomas öfter erwähnt, so z. B. in der bekannten Geschichte von der Verbrennung des Talmud und an anderen Orten; er wird meistens als devotissimus bezeichnet. Ueber seine Frömmigkeit wurde vielfach gespottet; aber einen der Spötter, einen Laufboten des Grafen Otto von Geldern, traf ein göttliches Strafgericht für seine Verspottung des frommen und edeln Königs (Bon. univ. II, 57, § 65). Nach § 64 soll ein Mönch Ludwigs Einfachheit in Bezug auf die Kleidung getadelt, sowie auch gewollt haben, derselbe solle täglich nur einer Messe beiwohnen. Im Bon. univ. II, 30, § 40 gedenkt Thomas höchst lobend der frommen Schwester Ludwigs, die, obwohl mit Konrad, dem Sohne Friedrichs II, verlobt, doch vorgezogen habe, jungfräulichen Leibes zu bleiben. Es ist dies die Prinzessin Isabella, welche gleich ihrem Bruder im Rufe der Heiligkeit stand.

Einzelne Herren und Damen aus den großen niederländischen und französischen Familien Brabant, Champagne usw. werden uns in späteren Abschnitten begegnen.

IV. Thomas und die Gelehrten seiner Zeit.

Wichtigeres, als über die eben genannten Regenten des 13. Jahrhunderts, teilt uns Thomas über Gelehrte und Schriftsteller seiner Tage mit, und dies ist begreiflich. Er selbst war Schriftsteller; er hatte sich an den Hauptsitzen der damaligen Wissenschaft, Lüttich, Köln, Paris, längere Zeit aufgehalten und war dort mit einer Reihe von Männern, welche zu den Leuchten damaliger Gelehrsamkeit gezählt wurden, in persönliche, ja teilweise freundschaftliche Beziehung getreten.

Der erste Schriftsteller von Ruf, mit welchem Thomas, wie bereits im ersten Abschnitt bemerkt wurde, schon in früher Jugendzeit bekannt geworden, war Jakob von Vitry [1]), der Verfasser der wichtigen Schriften über das Morgenland, welches er als Bischof von Accon aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. In seiner Historia Hierosolimitana widmet er eine Reihe von Abschnitten der naturgeschichtlichen Beschreibung des Morgenlandes, aus denen hervorgeht, daß er Naturfreund und in beschränktem Sinne Naturforscher gewesen ist [2]). Es liegt die Annahme nicht ferne, daß er seinen jungen Freund Thomas gleichfalls für solche Studien zu gewinnen suchte und vielleicht zur Abfassung des Buches de natura rerum angeregt hat. Jakob war auch mit der mütterlichen Freundin unseres Thomas, Lutgardis von Aquiria, bekannt und soll derselben sogar nach seinem Tode erschienen sein. In einer Vision sah sie den Kardinal, wie er eben aus dem Fegfeuer ins Paradies eintreten will; sie fragt ihn, warum er ihr von seinem Aufenthalt im Reinigungsorte keine Nachricht habe zukommen lassen; sie würde mit ihren Schwestern um Abkürzung der Frist gebetet haben. „Der liebe Gott", erwiderte die Erscheinung, „wollte dich nicht durch meine Strafe betrüben." Als Lutgard ihren Schwestern diese Vision erzählte, wußte man in Belgien noch nichts vom Tode des Kardinals [3]).

Thomas würde uns übrigens weit mehr zu Dank verpflichtet haben, wenn er statt dieser Vision Charakterzüge des merkwürdigen Mannes oder Vorfälle aus dessen bewegtem Leben mitgeteilt hätte.

Zu den Bekannten unseres Autors gehörte auch ein nicht uninteressanter Landsmann von ihm, der Bischof Bonifacius von Lausanne. Angeblich 1188 zu Brüssel geboren, kam er früh nach Paris und studierte dort so eifrig, daß er mehrere Jahre lang als öffentlicher Lehrer wirken konnte. Mißhelligkeiten trieben ihn von dort weg, und er begab sich nach Köln, wo er seine Studien weiter betrieb und als Scholastikus verwendet wurde. 1230 berief ihn der Papst als Bischof nach Lausanne. Johannes von Müller stellt ihm in der Schweizer Geschichte (Buch I, Kap. 16) das ehrenvolle Zeugnis aus: „Dieser Mann, welcher sowohl seine Theologie und Litteratur in den Schulen zu Paris und Köln bewiesen, als mit fürstlichem Sinn die Burgen und beschworenen Rechte seines bischöflichen Stuhles verwahrte und verteidigte und in damaligen

---

[1]) Vergleiche über ihn Matzner, de Jacobi Vitr. vita et rebus gestis. Monast. 1863. Gräße, Bd. II, 2. Abt. 1. Hälfte 160. 3. Abth. 2. Hälfte 1058. Charakteristik bei Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge 494. Thomas erwähnt ihn Bonum univ. I, 19.

[2]) So handelt er Hist. Hiersol. c. 89 von der Kraft der Edelsteine. Ueber seine Naturbeobachtungen vgl. E. Meyer, Geschichte d. Botanik III, 541. IV, 113.

[3]) Acta SS. Jun. III, 257.

Kriegen den Papst weder ungeistlich verließ, noch demselben schmeichlerisch alles einräumte, Bonifacius legte den Stab nieder, als die Gewalt allzu mächtiger Parteien ihn Gutes zu thun hinderte; seine Verwaltung hatte nur diesen Zweck." Seine Resignation fällt in das Jahr 1239. Den größten Teil seines übrigen Lebens verlebte Bonifacius in seiner niederländischen Heimat, wo er im Cistercienserkloster Camera S. Mariae seinen Wohnsitz genommen hatte; doch verrichtete er bisweilen noch Pontifikalhandlungen. So bekundet Erzbischof Konrad von Köln[1]) im Spätjahr 1257, B., der ehemalige Bischof von Lausanne, habe in der Nikolauskapelle neben der Abtei Burtscheid einen Altar geweiht. Er soll nach Schmid (Art. Lausanne im Freiburger Kirchenlexikon 2. Aufl.) 1258 oder 1259 gestorben sein.

Thomas verdankt dem Verkehr mit diesem Manne eine höchst interessante Schweizersage, auf welche wir später zurückkommen werden. Physiologisch nicht ganz ohne Bedeutung ist auch folgende Geschichte, welche sich gleichfalls in der Schweiz zugetragen haben kann. „In meinem Beisein", berichtet Thomas im Bon. univ. (II, 53, § 32), „hat Bonifacius, der ehrwürdige ehemalige Bischof von Lausanne, erzählt, wie folgt: In einem Dorf war ein blinder Hirte, welcher die Kuhherde der gesamten Gemeinde auf den Weideplätzen hütete, sie von den fruchttragenden Stücken fernhielt und, wenn es nötig wurde, auf fettere Weiden führte. Darin aber bestand das Wunderbare bei diesem Hirten, daß er Farbe und Gestalt der einzelnen Kühe ganz genau unterschied; frug z. B. jemand nach einer Kuh von bestimmter Farbe, so holte der Blinde ohne Schwierigkeit eine solche Kuh an ihren Hörnern herbei. Nun kam einmal ein Bischof hin und hörte von der Sache; nachdem er sich bezüglich der Wahrheit derselben überzeugt hatte, frug er den Hirten, ob er schon das Sakrament der Firmung empfangen habe. »Nein«, entgegnete der Mann. Da hörte ihn der Bischof Beichte und erteilte ihm das Sakrament; sofort aber war jene Gabe der Unterscheidung geschwunden, und hatte er sie offenbar durch geheimnisvollen Beistand böser Geister besessen." Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir in diesem Bischof unseren Bonifacius von Lausanne vermuten.

Eine andere Bekannte unseres Autors war eine Aebtissin des Klosters Argenteuil, welche auf wunderbare Weise eine Gelehrte geworden sein soll. „Wir kannten," so erzählt er im Bienenbuch (II, 46, § 5), „in der Champagne, einer Provinz Frankreichs, im Cistercienserkloster Argenteuil eine Aebtissin, welche ohne jede Kenntnis in der grammatischen Kunst nicht bloß theologische Bücher leichteren Inhalts,

---

[1]) Quix, Reichsabtei Burtscheid 257.

sondern auch die Schrift des hl. Augustinus über die Dreifaltigkeit vollständig begriff und die schwierigsten Fragen darin zu erklären im stande war. Wie der ehrwürdige Abt Robert von Vaucelles mir berichtet und bewiesen, hatte sie diese Gabe mehrere Jahre vor ihrem Tode erlangt."

In Köln und Paris hat Thomas begreiflicher Weise den Kreis seiner literarischen Freunde und Bekannten bedeutend erweitert. Der größte darunter war Albertus, die damalige Zierde des Dominikanerordens; wir werden auf ihn später zurückkommen, gedenken hier aber des seiner Zeit berühmten Predigers und Gelehrten, Heinrich von Marburg[1]).

Dieser Mann, in der Geschichte der Stadt Köln dadurch bekannt, daß er 1221 daselbst die Predigermönche eingeführt hat, Jugendfreund des späteren Ordensmeisters Jordanus und im Verkehr mit Cäsarius von Heisterbach stehend, dürfte von Geburt ein Hesse und adeliger Herkunft gewesen sein. Thomas bringt über ihn (Bon. univ. II, 43 § 4) folgende Erzählung.

„Heinrich hatte als Onkel von väterlicher Seite einen im Dienste Gottes sehr eifrigen Ritter, welcher in der deutschen Stadt Marburg (opidum montis Martis) wohnhaft war. Da er in seinem Neffen Heinrich einen aufgeweckten jungen Mann erkannt hatte, schickte er denselben, als er das entsprechende Alter erreicht und in der Grammatik tüchtige Kenntnisse erlangt hatte, nach Paris, um daselbst Dialektik und die anderen freien Künste zu erlernen. Plötzlich starb der Onkel, und das bereits drei Jahre lang betriebene Studium des Neffen wurde dadurch unterbrochen; der Onkel aber erschien ihm und sprach: »Nimm zum Heil meiner armen Seele das Kreuz, welches soeben in Deutschland gepredigt wird, und fahre über Meer; bist du zurückgekehrt, so gehe wieder nach Paris, und du findest dort den neugegründeten Orden der Prediger; in diesen tritt ein. Scheue nicht die Armut und stoße dich nicht an der noch geringen Anzahl der Mitglieder, denn sie werden zum Heile vieler wachsen und erstarken.« Der junge Kleriker staunte über diese Worte, ging aber ohne Zögern an die ihm gebotene Aufgabe. Als er die Pilgerfahrt vollendet, kehrte er nach Paris zurück und fand daselbst den in den Landen der Albigenser begonnenen Orden und das im Bau begriffene Haus derselben. Bald nachher trat Heinrich wirklich in den Orden. Nachdem er darin ein paar Jahre lang höchst fromm und erbaulich zugebracht hatte, erschien ihm der Onkel wieder und sagte: »Von meiner Strafe im Fegfeuer bin ich durch deine Mithülfe frei geworden; du aber gehe nochmals über Meer, wenn deine Vorgesetzten

[1]) Vgl. Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein 47, S. 177.

dies bestimmen werden.« Obwohl Bruder Heinrich keinem Menschen etwas von dieser Erscheinung gesagt hatte, erwählten ihn Ordensmeister, Definitoren und Provinziale zu einer nochmaligen Fahrt ins heilige Land, und von dieser zurückgekehrt, wurde er durch König Ludwig von Frankreich zum drittenmale dorthin mitgenommen. Auf der Heimkehr von dieser Reise starb er in Frankreich eines glückseligen Todes."

Die Vollendung des Bienenbuches wird bekanntlich in das Jahr 1256 gesetzt; es kann demnach in obiger Erzählung nur vom ersten Kreuzzuge Ludwigs von 1248 bis 1254 die Rede sein, und dürfte also Heinrichs Tod in das letztgenannte Jahr fallen.

In Paris erfreute sich Heinrich eines großen Ansehens und Einflusses, und soll er, unserem Autor zufolge, den König zur berühmten Verbrennung der talmudistischen Schriften bestimmt haben [1]). Ferner beteiligte er sich lebhaft an den Streitigkeiten über die Häufung der geistlichen Pfründen und trat endlich gegen einen der bedeutendsten Männer der Stadt, gegen den Kanzler Philipp, als Verteidiger des Predigerordens auf. Der Kanzler hatte nämlich bei jeder Veranlassung den jungen eifrigen Orden aufs heftigste angegriffen und geschmäht: „Als er nun," so erzählt unser Thomas (Bon. univ. II, 10, § 36), „vierzehn Tage vor seinem Tode wieder einmal in maßlosester Weise gegen den Orden losgezogen, da hat Bruder Heinrich, genannt von Köln, der glühendste und scharfsinnigste Prediger des Ordens, vor der Universität dasjenige, was der Kanzler gegen die Brüder vorgebracht, wieder aufgegriffen und nach der heiligen Schrift Satz für Satz gründlichst widerlegt. Durch diese vortreffliche und schlagende Widerlegung im höchsten Grade erzürnt und fast außer sich gebracht, erkrankte der Kanzler und starb."

Außer mit Ludwig dem Heiligen stand Heinrich auch mit Kaiser Friedrich II. in Verbindung. Der Kaiser lieh nach Böhmer-Ficker, Reg. Stauf. p. 396, am 9. August 1232 dem Magister Heinrich von Köln seine Handschrift des Avicenna de animalibus, eine Notiz, die darauf hindeuten könnte, daß Heinrich, wie viele seiner damaligen Ordensgenossen, — wir erinnern an die Brüder in Colmar und Basel, — Vorliebe für Naturwissenschaft besessen hat Seinem Aufenthalt im Orient verdanken wir die lebhafte Schilderung einer von ihm bei Accon beobachteten Fata Morgana. Auf ihn ist auch eine der lustigsten Geschichten des Cäsarius auf dem Gebiete der simplicitas, die Erzählung von dem Nönnchen, welches eine Ziege für eine Dame aus der Welt gehalten hat, zurückzuführen [2]).

---

[1]) Bonum univ. I, c. 3, § 6.

[2]) Caesarii Dial. mirac. VI, 36.

Kehren wir jedoch zu unserem Thomas und dessen Aufenthalt in Paris zurück und werfen wir einen Blick auf die gelehrten Persönlichkeiten, welche er daselbst, wenn auch nicht näher kennen gelernt, so doch gehört hat. Wir müssen jedoch bemerken, daß bei der gewaltigen Leidenschaftlichkeit, mit welcher die damaligen Streitigkeiten an der Universität geführt wurden, der Blick unseres Autors kein ungetrübter gewesen ist.

„Ich will," so schreibt er im Bienenbuch (I, 19, § V), „daß jeder Leser dieses Buches wisse, daß ich im Jahre der Menschwerdung unseres Herrn 1238 in Paris gewesen bin, als der ehrwürdige Bischof Wilhelm, Rektor in der Theologie, im Kapitelsaal der Mönche unseres Ordens eine Versammlung aller Lehrer zusammenberufen hat. Es handelte sich um die Vereinigung mehrerer Pfründen in einer Hand, und es wurde nach vielen sich lange hinziehenden Verhandlungen beschlossen: es sei dem Seelenheile schädlich, zwei Pfründen zu besitzen, wenn eine derselben fünfzehn Pariser Pfund eintrüge. So entschied der genannte Bischof, so Bruder Hugo vom Predigerorden, der spätere Kardinal, so die Brüder Guerich und Gaufried gleichen Ordens, so Bruder Johannes von Rupella, der Minorit, und nachher noch viele Magister der Gottesgelahrtheit in ihren besonderen Schulen. Es hatte aber drei Jahre vorher eine noch längere und weit feierlichere Versammlung stattgefunden, in welcher gleichfalls alle Lehrer der Theologie dieselbe Entscheidung getroffen hatten, mit Ausnahme von zweien, und diese waren Meister Philipp, der Kanzler von Paris, und Meister Arnold, der spätere Bischof von Amiens."

Den Kanzler Philipp sollte sein Widerspruch gegen die Aufhebung der Pluralitas beneficiorum teuer zu stehen kommen. Thomas (Bon. univ. I, 19, § 6) erzählt uns über das Ende dieses Mannes folgende, etwas ungeheuerliche Geschichte:

„Als der Kanzler auf dem Sterbebette lag, besuchte ihn Erzbischof Wilhelm und frug ihn unter anderem, ob er nicht seine Ansicht über die Häufung der Pfründen aufgeben und seine eigenen Pfründen, eine ausgenommen, in die Hände des Erzbischofs zurückgeben wolle. Der Kanzler weigerte sich jedoch und soll geäußert haben: »Ich will drüben in Erfahrung bringen, ob es verdammenswürdig ist, mehrere Pfründen zu besitzen.« So starb er. Einige Tage später, als der Bischof nach beendigter Matutin beten wollte, erblickte er plötzlich zwischen sich und dem Lichte einen überaus häßlichen Schatten, wie den eines Menschen. Der Bischof segnet sich mit erhobener Hand und befiehlt der Erscheinung, zu sprechen, wenn sie von Gott komme. Da erwidert dieselbe: »Ich stehe Gott fern, bin aber sein elendes Geschöpf.« »So erkläre mir, wer du bist.« »Ich bin der arme Kanzler.« Da seufzte der Bischof

tief auf und frug weiter: »Wie geht es dir in deinem Elend?« — »Schlecht, ja mehr als schlecht; ich bin zum ewigen Tode verurteilt.« — »Und warum?« — »Es giebt drei Ursachen«, erklärte hierauf die Erscheinung, »um derentwillen ich zum ewigen Tode verurteilt bin. Die erste ist, daß ich die übriggebliebenen Früchte auf dem Felde ängstlich gegen die Armen behüten ließ; die zweite, daß ich, entgegen der Ansicht der Mehrheit in Bezug auf Häufung der Pfründen meine Ansicht, eine solche sei erlaubt, hartnäckig verteidigte, was eine Todsünde ist; die dritte endlich, und diese ist die schlimmste, daß ich mich längere Zeit den ärgerlichsten Fleischgelüsten ergeben habe.« Dann frug der Geist: »Ist das Weltende noch nicht da?« worauf der Bischof erwiderte: »Ich wundere mich, daß du, einst ein so hochgelehrter Mann, dies fragen kannst, da du mich noch unter den Lebenden siehst, und wir doch alle, die wir leben, gestorben sein müssen, bevor die Welt untergeht und der jüngste Tag anbricht.« — »Darüber wundere dich nicht«, entgegnete der Geist; »diejenigen, welche der Hölle verfallen sind, besitzen kein Wissen, keine Thätigkeit, keine Vernunft mehr.« (Pred. IX, 5, 6.) Mit diesen Worten schwand die Erscheinung. Der Bischof hat diese Vision allen Geistlichen erzählt, ohne jedoch zu sagen, daß sie ihm selbst zu teil geworden sei."

Wir hören bei Thomas noch mancherlei von verstorbenen oder lebenden Gelehrten in Paris oder anderen französischen Orden. Von berühmten oder bekannten Persönlichkeiten werden Hugo von St. Victor, Petrus Cantor [1]), Petrus von Corbeil, Simon von Tournay, Wilhelm von Auvergne, Wilhelm von St. Amour u. a. nebenbei oder eingehender erwähnt. Hugo von St. Victor, der zweite Augustinus, war nach Thomas ein zarter, schwächlicher Mann, der sich aus gesundheitlichen Rücksichten der Disziplin entzog. Er ist aber im Jenseits ziemlich derb hierfür gezüchtigt worden: bevor er ins Fegfeuer einging, erhielt er von Teufeln, welche vor demselben standen, eine tüchtige Tracht Hiebe. Er soll einem seiner Mitkanonici erschienen sein und ihm dies zur Warnung für andere mitgeteilt haben [2]).

Kommen wir jedoch auf den größten Lehrer, welcher neben Albert von Bollstätt die vorher schon so berühmte Universität Paris zu ihrem höchsten Ansehen und Glanze gebracht hat — wir meinen Thomas von Aquino. Unserem Thomas verdanken wir eingehende Mitteilungen über die Jugend des Aquinaten [3]), welche wir nach dem Wortlaute des Erzählers folgen lassen:

---

[1]) Näheres über ihn giebt K. in den Annalen 53, Seite 246. Neuerdings handelt über ihn: Petrus Cantor Parisiensis. Sein Leben und seine Schriften. Auf Grund des Nachlasses von Prof. Dr. O. Schmid bearb. von F. S. Gutjahr. Graz 1899.

[2]) Bonum univ. II, c. 16. — [3]) Bonum univ. I, c. 20, § 20.

„Weil diese und ähnliche Gefahren, welche die hohen Prälaten bedrohen, ein junger edler Mann aus dem Römischen, Namens Thomas von Aquino, fürchtete, trat er zu Bologna in den Predigerorden ein und diente hier mit großem Eifer und geistiger Heiterkeit dem Herrn. Darob wurde der Teufel ihm aufsässig und reizte die Brüder des Thomas, zwei sehr mächtige und trotzige Herren, gegen ihn auf. Sie erlangten vom Papst, daß der junge Mann durch apostolisches Schreiben vor den römischen Hof gefordert würde; als er sich daselbst eingestellt hatte, wurde ihm befohlen, das Ordenskleid abzulegen, dagegen aber geistliche Ehrenstellen anzunehmen. Er wies diese Anträge mit Festigkeit ab — da entführten ihn die Brüder und brachten ihn heimlich in ein Gefängnis. Obwohl er darin Hunger und Kälte erlitt und das Notwendigste entbehren mußte, vermochten es seine Quäler doch nicht, ihn dahin zu bringen, daß er sein Ordensgewand ablegte und seine Kost veränderte. In ihrem bösen Vorhaben, den Sinn des jungen Mannes zu beugen, schlossen sie ihn mit Frauenzimmern ein; aber noch entschiedener geworden, als vorher, wies er jede Versührung weit von sich ab. So blieb er zwei oder drei Jahre in strenger Haft. Da begab sich unser Ordensmeister Johannes sel. Andenkens nach Rom, um sich bei Kaiser Friedrich über die Entführung und Einkerkerung eines seiner Ordensmitglieder zu beschweren. Der Kaiser untersuchte die Sache, und als es sich befand, wie der Ordensmeister angegeben hatte, wurden die Thäter zur Strafe gezogen und wären wohl dem Tode verfallen, hätte der Meister nicht die Klage zurückgenommen; denn er wollte kein Bluturteil und besänftigte den Zorn des Kaisers, der über die grausame Behandlung, welche der junge Mann durch seine eigenen Brüder erlitten hatte, im höchsten Grade empört war. Sie ließen ihn also frei, und der Ordensmeister schickte ihn nach Paris. Aber der Satan hörte noch nicht auf, dem Jüngling Nachstellungen zu bereiten. Auf Betreiben der Brüder und ihrer Freunde in Rom wurde er abermals durch apostolisches Schreiben dorthin entboten, und der Papst befahl ihm, die Abtei Montecasino zu übernehmen, welches die größte Prälatur in Apulien und Campanien ist, der sieben Bischöfe unterstehen. Der treffliche junge Mann lehnte jedoch das Anerbieten ab und verstand sich nicht dazu, Orden und Kleid aufzugeben. Da erlaubte ihm der Papst, dieselben in jener Stellung beizubehalten; aber auch dies nahm er nicht an, sondern entfloh heimlich nach Köln und studierte daselbst unter dem berühmten Leiter des Predigerordens, dem Bruder Albertus, bis dieser seiner unvergleichlichen Gelehrsamkeit wegen zu Paris den Lehrstuhl der Theologie bestieg. Nach ihm hat Bruder Thomas denselben Lehrstuhl erhalten und besitzt ihn noch zur Zierde unseres Ordens."

V. Thomas und die Geistlichkeit seiner Tage.

Unser Thomas gehörte keinem bloß betrachtenden, sondern einem nach verschiedenen Seiten hin in das Leben des Volkes eingreifenden Orden an: er war Gelehrter, aber auch Prediger und Beichtvater; er lebte nicht in einem stillen Kloster auf einsamer Berghöhe oder in einem von der Welt abgelegenen Thale, sondern mitten im Lärm und Gewühl der Städte von Landschaften, welche in Bezug auf Handel, Gewerbethätigkeit und Entwickelung bürgerlicher Freiheit im höchsten Aufschwunge begriffen waren. Schon im 13. Jahrhundert konnte man Brügge als den „großen Weltmarkt der damaligen Zeit", als „die eigentliche Hochschule für den Weltverkehr" bezeichnen. In alle mit dem Städteleben in Verbindung stehende Zustände vermochte der Predigermönch die tiefsten Einblicke zu thun; weniger der auf dem Lande lebende beschauliche Cisterciensers, und Cäsarius würde uns über städtisches Volksleben nicht so viele Nachrichten hinterlassen haben, wenn er nicht seine Jugend in der Großstadt Köln zugebracht und nicht auch im Mannesalter fortwährend mit derselben in lebhafter Verbindung geblieben wäre. Aber auch die Schlösser und Burgen des hohen und niederen Adels waren den Dominikanern nicht verschlossen. Wirkten sie doch als die beliebtesten Beichtväter jener Tage, und standen sie doch als Männer des Wissens und der Gelehrsamkeit in einem Ansehen, welches auch die besseren Kreise des Adels anerkannten. Wer aber als Gast in Schlössern und Burgen des Landes weilte, dem war es auch ermöglicht, in die Zustände des umwohnenden Landvolkes Blicke zu werfen. So befand sich also unser Thomas in günstiger Stellung, um nach Oben wie nach Unten hin über das innere und äußere Leben und Treiben seiner Zeitgenossen Beobachtungen anstellen zu können.

Daß Thomas einem weitverbreiteten und hochangesehenen Orden angehörte, verlieh ihm eine äußerst unabhängige Stellung, und es läßt sich hieraus zum Teil die Unerschrockenheit erklären, mit welcher er gleich Albertus und Cäsarius auch in den höchsten vorzugsweise geistlichen Kreisen Mißbräuche und Vergehungen zu rügen wagte. Dabei ist Thomas, wenn ihm Gutes und Lobenswertes begegnet, in hohem Grade anerkennend, und zwar nicht nur seinen Ordensbrüdern und der Klostergeistlichkeit, sondern auch der Weltgeistlichkeit gegenüber, gegen welche in den Aeußerungen anderer mönchischer Schriftsteller jener Zeit — wir nehmen Cäsarius nicht aus — häufig eine gewisse Eifersucht und Geringschätzung zu Tage tritt.

Das Mittelalter ist eine Zeit der gewaltigsten und schroffsten Gegensätze; auf der einen Seite begegnen uns die entsetzlichsten Laster,

eine Verworfenheit sonder Gleichen, Roheit, Barbarei und Versumpfung, wie man sie sich stärker kaum denken kann; auf der anderen Seite gewahren wir heroische, fast übermenschliche Tugenden, eine Entsagungsfähigkeit und einen Opfermut, die unsere volle Bewunderung beanspruchen müssen, das lebhafteste Streben nach sittlicher und geistiger Vervollkommnung, die werkthätigste Menschenliebe, eine Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, welche über die höchsten Forderungen der Humanität weit hinausgehen. Hier ganz nur Leben in Gott, dort vollständiges Versinken in Welttreiben und Weltlust. Gewiß hat es Vermittelungen gegeben, aber sie treten in der Geschichte nicht so lebhaft hervor wie die Gegensätze. In meinem Buch über Cäsarius von Heisterbach habe ich mich über den Standpunkt, welchen der billige Beurteiler diesen Zuständen gegenüber einnehmen sollte, an mehreren Stellen ausgesprochen, und verweise namentlich auf Seite 104 ff.

Unser Thomas erzählt im Bienenbuch (I, 20, § 8) folgende Geschichte, welche sich in Paris zugetragen haben soll:

„Ein Geistlicher, der in einer Synode vor Bischöfen predigen sollte, quälte sich nicht wenig, einen Stoff aufzufinden, der einer so hohen Versammlung würdig wäre. Als er eben sich anschickte, um Erleuchtung zu beten, erschien ihm der Teufel und sprach: »Was quälst du dich um eines Stoffes willen, über welchen du jenen Herren predigen sollst! Sage ihnen nichts anderes, als dies: Die Fürsten der höllischen Finsternis entbieten den Fürsten der Kirche ihren Gruß; sie sprechen denselben ihren Dank dafür aus, daß sie uns ihre Untergebenen zuführen und durch ihre Nachlässigkeit die ganze Welt der Finsternis anheimfällt. Ungern sag' ich dir, was ich dir hier sage, aber der Wille des Allmächtigen zwingt mich dazu.« Der Geistliche entgegnete: »Sie werden's nicht glauben, wenn ich es ihnen verkündige.« Da berührte der Teufel die Wange des Mannes und sagte: »Hier ist ein Zeichen: die Schwärze deines Angesichts. Sie wird nicht eher schwinden, als bis du jene Predigt gehalten hast; nachher kannst du sie durch Weihwasser wieder entfernen.« Der Geistliche ging also zur Synode und alle Zuhörer erstaunten, als sie das Zeichen auf seinem Antlitz erblickten; er hielt die ihm befohlene Rede, und sämtliche Anwesenden wurden vom tiefsten Grauen ergriffen. Dies ist geschehen zu Paris vor Geistlichkeit und Volk im Jahre der Menschwerdung unseres Herrn 1248."

An diese Erzählung knüpft unser Autor folgende scharfe „Ermahnung an schlimme Prälaten und Geistliche":

„Wie wahr dies sei, bezeugt hinlänglich der gegenwärtige Zustand der Kirche, der in Bezug auf Hoffart, Habgier, Sinnlichkeit unter Geistlichen und Prälaten ohne Gleichen dasteht. Ich sah Beherrscher

des Erdkreises und große Könige, ich sah Herzoge, Grafen und Barone; ich sah jedoch unter ihnen nicht solchen Kleiderprunk. Was die Habgier betrifft, so giebt es nichts Gleiches unter Kaufleuten und Bürgern. Besäßen jene noch rechtmäßige Erben, so ließe sich ihre Habgier noch eher erklären und dulden. Auf die sinnlichen Verirrungen mag ich nicht näher eingehen; das weiß allein der Herr, welcher Herzen und Nieren prüft. Sollte sich aber ein Schuldiger über die Härte dieser Worte beklagen, so gehe er in sich, und er wird solche Worte nicht mehr hören. Wenn sich aber einer meiner Leser in Bezug auf jene so bitter getadelten Laster unschuldig fühlt, so zürne er mir nicht und verarge mir nicht meine Vorwürfe, sondern danke mir vielmehr dafür, daß die Fehler und Laster, deren er nicht schuldig ist, an den Schuldigen gerügt werden."

Das sind ernste und strenge Worte sittlicher Entrüstung, welche hohe Achtung einflößen müssen vor dem Manne, der sie auszusprechen den Mut besessen hat.

Auf den ersten Gegenstand seiner Rüge, den Kleiderprunk, kommt unser Autor noch an einer anderen Stelle (Bon. univ. I, 7, § 2) zu sprechen: „Es begegnete mir," so heißt es daselbst, „auf der Straße ein Abt mit so vielen Pferden und einem so großen Gefolge, daß ich ihn, wenn ich ihn nicht von Ansehen gekannt, eher für einen Herzog oder Grafen gehalten hätte, als für einen Abt. Statt des bei Priestern gebräuchlichen runden Mantels trug er einen sogenannten Flieger, bunt gefütterte, kaum bis an die Kniee reichende Gewänder von Scharlach und eng anschließende Hosen. Es fehlte nur noch, daß er, wie ein angehender Kriegsmann, auf dem Haupt ein Kränzlein getragen hätte."

Hab- und Geldgier der Geistlichen ist oftmals Gegenstand der Rüge (a. a. O. II, 10, § 30; 55, § 3), und besonders geben die oben schon erwähnten Verhandlungen über Häufung der Pfründen Gelegenheit, jene beiden Laster zu geißeln. Ueber die bezüglichen Verhältnisse in Lüttich schreibt Thomas: „Ich habe elf Jahre lang als junger Mensch in einer Bischofsstadt gelebt. An der Hauptkirche dienten 62 Domherren mit fetten Pfründen von nahezu 200 Pfund. Viele besaßen mehrere Pfründen. Der dreieinige Gott sei mein Zeuge, daß ich nur wenige dieser Herren eines natürlichen Todes habe sterben sehen, sondern daß die meisten plötzlich und unvorbereitet hinübergegangen sind. Als einer von ihnen hörte, ein Mitkanonikus, der abends gesund zu Bette gegangen, sei am Morgen tot gefunden worden, rang er die Hände und rief aus: »Er ist gestorben, wie es Brauch und Sitte unserer Kirche ist!« Ich selbst habe in wenigen Jahren vier Archidiakone so sterben sehen: der erste stürzte von seinem prunkhaft geschmückten mächtigen Rosse und brach den Hals; ein anderer wurde eines Morgens tot in seinem Lehnstuhl

gefunden; der dritte befand sich im Chor und fiel bei der Elevation rücklings nieder: er hatte plötzlich Besinnung und Sprache verloren und starb drei Tage nachher ohne die Sakramente der Kirche; der vierte weigerte sich, dieselben zu empfangen und wurde deshalb außerhalb des Kirchhofs beerdigt.“ (I, 19, § 10.)

Betrachtet man die Stellung, welche im Mittelalter die Bischöfe, sowie die Vorsteher der großen Abteien einnahmen, so darf man nicht außer acht lassen, wie unendlich schwierig diese Stellung gewesen ist, und wie selten sich Männer fanden, welche den vielfachen Erfordernissen derselben Genüge zu leisten im stande waren. Besaß ein Bischof oder Abt zugleich Landesherrlichkeit, so gehörte eine ganz eigentümliche, selten zusammentreffende Verbindung der verschiedenartigsten Eigenschaften und Fähigkeiten dazu, nach der geistlichen wie nach der weltlichen Seite hin gleichmäßig allen Ansprüchen gerecht zu werden, und selbst so treffliche Bischöfe wie Bruno oder Engelbert von Köln mußten namentlich durch die strenge Klostergeistlichkeit manchen Tadel über sich ergehen lassen. Darum behauptete ein französischer Geistlicher: er könne alles glauben, nur nicht, daß ein deutscher Bischof, welcher beide Schwerter trüge, das geistliche und das weltliche, zur Seligkeit gelange; einem Mönche von Clairvaux wird sogar der Satz in den Mund gelegt: die Kirche sei bereits auf den Stand gekommen, daß sie nicht anders verdiene, als von schlechten Bischöfen regiert zu werden [1]).

Solchen Uebertreibungen ist schon Cäsarius mit Entschiedenheit entgegengetreten, und auch Thomas, bei all seiner Sittenstrenge, teilte jene extreme Ansicht nicht; er stellt (Bon. univ. I, 20, § 11) den Satz auf: „Ich trage kein Bedenken, zu erklären, daß, wer Bischof zu werden wünscht, etwas Gutes wünscht; nur darf einem solchen Wunsche nicht Ehrgeiz zu Grunde liegen, sondern das Streben, Gutes zu wirken.“ Begreiflich aber ist es, daß fromme und gewissenhafte Geistliche Bedenken tragen mußten, die schwere Verantwortlichkeit, welche mit der Stellung eines Bischofs verbunden ist, auf ihre Schultern zu nehmen. Von einem solchen lesen wir bei Thomas (a. a. O. I, 20, § 4): „An St. Viktor zu Paris, so hörte ich von Stiftsherren erzählen, war ein Regular-Kanonikus, ausgezeichnet durch seinen Lebenswandel, wie durch Adel und Wissenschaft. Zum Bischof erwählt, lehnte er die Wahl ab trotz des Zuredens vieler und hoher Personen. Als er nach Jahren am Sterben lag, beschwor ihn ein Freund, der ihn sehr geliebt hatte: er möge ihm, wenn Gott es zulasse, erscheinen; jener versprach dies und starb. Wenige Tage nach seinem Tode kehrte wirklich die Seele, wie versprochen

[1]) Die Belegstellen bei Kaufmann, Cäsarius 106.

war, zurück, zeigte sich an einer Wand und schlug ein Kreuz: »Zweifle nicht, daß ich es bin und erschrick nicht bei meinem Anblick. Frage, was du willst, und dann entlasse mich wieder in die höheren Regionen.« Der andere freute sich hoch über die Erscheinung: »Ich war sehr besorgt, du mögest im Fegfeuer eine schwere Strafe erleiden, weil du dich in Bezug auf die Bischofswürde so hartnäckig deinen Oberen widersetzt hast. Wie viel Gutes hättest du zum Heil der Seelen in dieser Stellung wirken können!« »Die Barmherzigkeit des Heilandes,« erwiderte der Geist, »hat es so mit mir gefügt: was ich damals befürchtete, weiß ich jetzt, daß ich, wenn ich den bischöflichen Stuhl bestiegen hätte, in die Gefahr ewiger Verdammnis geraten wäre.«"

Der Dechant Hugo von Cambray, ein hochachtbarer Mann aus edlem Geschlecht, befürchtete, auf einen Bischofssitz erhoben zu werden, und um der schweren Verantwortung einer solchen Stellung zu entgehen, flüchtete er nach Vaucelles in den Orden von Citeaux (II, 20, § 3). Einem vornehmen jungen Deutschen, Mitglied des Predigerordens, wurde durch den Papst die Bischofsstelle in einer großen Stadt angeboten; er lehnte jedoch ab mit den Worten: „Als Ordensbruder werde ich ruhiger und getroster sterben, denn als Bischof und Würdenträger" (II, 28, § 13).

Eigentümlich und wunderlich genug ging es oft bei den Bischofswahlen zu. So erzählt uns Thomas (I, 2, § 3) folgende Geschichte: „Bei der Wahl eines neuen Bischofs konnten sich die Wähler nicht einigen; endlich übergaben sie ihre sämtlichen Stimmen dem Propst und dem Dekan, jedoch unter der Bedingung, daß der zu Erwählende dem Schoß ihrer Kirche angehöre. Die beiden zogen sich zurück, um sich miteinander ungestört beraten und einigen zu können. Ein junger Domherr aber, der keine Lust hatte, länger auf die Essensstunde zu warten, begab sich aus dem Kapitelsaal in ein benachbartes Gasthaus, nahm ein Frühstück ein und setzte sich dann zum Würfelspiel. Er war ein junger Mann von etwas lockerem Lebenswandel, besaß jedoch einen ausgezeichneten Geist, hohe natürliche Begabung und große Liebenswürdigkeit gegen jedermann. Als nun Propst und Dekan nach reiflich gepflogener Beratung die Ueberzeugung gewonnen hatten, es sei keine andere geeignete Persönlichkeit vorhanden, einigten sie sich auf jenen hochbegabten jungen Kanonikus. Diese Entscheidung wird dem Kapitel mitgeteilt, und man veranstaltet einen Zug in jenes Gasthaus. Darin findet man den jungen Mann noch beim Spiel; er wehrt sich unter Thränen gegen die auf ihn gefallene Wahl; die anderen aber bringen ihn im Triumph zur Kirche, setzen ihn auf den Thron, und zur geeigneten Zeit wird die Weihe vorgenommen. Sobald er jedoch Bischof geworden, wandelte er sich in einen ganz anderen Menschen um und ordnete sein inneres Wesen

in einer so des hohen Amtes würdigen Weise, daß keine Spur seines früheren Lebens mehr an ihm zu entdecken war und man glauben konnte, er sei niemals etwas anderes als ein Bischof gewesen. Seine weltlichen Geschäfte besorgte er so, daß sie ihm in Bezug auf das Geistliche nie störend im Wege standen."

Die Wähler mögen die trefflichen Eigenschaften des jungen Domherrn gekannt und im Vertrauen darauf ihre Wahl getroffen haben; immerhin aber meint unser Thomas sehr richtig: ein solches Verfahren dürfe nicht öfters zur Anwendung kommen oder gar eine Gewohnheit werden.

Unter nicht ganz gewöhnlichen Umständen ist auch die Wahl des ausgezeichneten Bischofs von Le Mans und späteren Erzbischofs von Rouen, Mauritius, einer Zierde des französischen Episkopats im dreizehnten Jahrhundert († 1235), vor sich gegangen. Thomas erzählt sie uns (I, 1, § 4): „Ueber die Art der Wahl und einen Erwählten unserer Tage habe ich etwas Merkwürdiges zu berichten, was mir der edle und heiligmäßige Ritter Philipp von Montmiral mitgeteilt hat. Die berühmte Stadt Le Mans, welche früher unter dem König von England gestanden, nun aber dem König von Frankreich gehört, hatte mehrere Jahre lang einen Hirten des wahren Lebens entbehrt; als aber der Bischof gestorben war, kam der Tag einer Neuwahl heran. Da jedoch im Kapitel nicht eine Person vorhanden war, welche mit der Liebe eines Sohnes über den jammervollen Zustand der mütterlichen Kirche Schmerz oder über deren Wiederaufkommen Freude empfunden hätte, ging ein dortiger Domherr zu einer berühmten Einsiedlerin (Recluse), um sie zu bitten, für eine würdige Neuwahl zu beten. Sie begab sich also zum Gebet und sprach zu jenem Domherrn: »Liebster, ich bin in den Himmel verzückt worden und sah darin die hl. Jungfrau, die Patronin eurer Kirche, zu den Füßen ihres Sohnes eilen, um für das Heil dieser Kirche zu bitten. Der Sohn hob sie ehrerbietig auf und sagte: Es ist deine Sache, Mutter und Herrin, denjenigen zu wählen, welcher dir der Rechte scheint. Sie entfernte sich dann mit den Engeln, um eine Beratung zu halten und erklärte, als sie zu ihrem Sohne zurückgekehrt war: Es hat mir und den Heiligen gefallen, daß Mauritius, der Archidiakonus von Troyes, Bischof von Le Mans werde, worauf der Sohn entgegnete: Mutter, du hast den Richtigen erwählt — es geschehe nach deinem Willen. Siehe also, Liebster, zu, daß du solches geheim hältst, bis in Erfüllung gegangen ist, was du gehört hast.« Obwohl nun bei der Verkehrtheit der Wähler die Erfüllung dieser Voraussage nicht zu erwarten stand, glaubte der Domherr doch fest an die Wahrheit derselben und dankte dem Herrn unter Thränen. Ich will nun aber kurz er-

zählen, was für ein Mann jener Mauritius gewesen ist. Als Archidiakonus in Troyes durchwanderte er die Diöcese zu Fuß mit dem Stab in der Hand und predigte; nachdem er jedoch das Archidiakonat aufgegeben hatte, erwählte er sich ein Benediktinerinnenkloster, durch dessen Wohlthätigkeit er als Knabe erzogen worden war, in der Absicht, den Lebenswandel der Nonnen zu bessern und zu vervollkommnen; daneben wollte er auch das rohe Volk der Umgegend durch seine Predigten belehren; in beidem hatte er den gewünschten Erfolg. Jetzt aber weiter. Es kam in Le Mans zur Wahl. Zwei Würdenträger, der Propst und der Dechant, wurden gewählt; ersterer war ein verständiger Mann von edler Geburt, letzterer ein Gelehrter und reich. Da keiner dem anderen weichen wollte, sprach endlich der Propst zum Dechant: »Ich sehe ein, daß die Bischofswürde nichts für mich ist, aber auch nichts für dich. Mir genügt es an der Ehre, dir am Reichtum. Ich will dir nicht weichen und du mir nicht. Wenn die ohnehin so gespaltene Kirche durch unseren Zwiespalt nicht ganz in Verfall geraten soll, so will ich, wenn auch du es willst, daß wir einträchtig mit einander einen erprobten und demütigen Mann in Vorschlag bringen, einen Mann, der im stande sein wird, dem Ruin vorzubeugen und die Schäden unserer Kirche zu heilen. Sieh, da ist jener Mauritius, ein Mann von so vollkommener Gerechtigkeit, daß er mit Beihülfe der göttlichen Gnade die ganze Welt zu regieren im stande wäre. Ich erkläre also mich nebst meinen Wählern bereit, einen solchen Mann zu postulieren und bin fest überzeugt, derjenige, welcher dann widerspricht, handelt Gott und seinem Seelenheil zuwider.« Der Dechant lachte: »Mag es sein, aber unter der Bedingung, daß, wenn er nicht annimmt, ich an seiner Stelle Bischof werde.« Hocherfreut sagte der Propst: »Gut, so werde die Verabredung von beiden Seiten genehmigt.« Bald erfolgte einstimmig die Postulation. Der Dechant nahm an, der Postulierte würde ablehnen, wogegen der Propst von der würdigeren Annahme ausging, ein so heiliger Mann dürfte aus Liebe zu Christo und um des Heiles so vieler Seelen willen die Wahl nicht ausschlagen. Zwei Domherren wurden an ihn abgesandt und fanden ihn seiner Gewohnheit nach auf einer Fußwanderung, um zu predigen. Nachdem sie ihm die Berufungsurkunde vorgelegt hatten, sagte er: »Geht in unsere Herberge; am Abend werde ich nach der Predigt heimkommen und euch morgen den Bescheid erteilen, welchen mir der Herr eingegeben haben wird.« So geschah es. Sie gingen in die Herberge, er zu seiner Predigt. Zurückgekehrt begab er sich, ohne gefrühstückt zu haben, in den Beichtstuhl bis zum Abend; dann begrüßt er die Fremden, geht nach dem Nachtessen in die Kirche und verweilt in derselben die ganze Nacht über im Gebet. Am Morgen aber erklärt

er den Herren: »Es ist der Rat und der Wille Gottes und seiner heiligen Mutter, daß ich nicht ablehnen darf, was ihr mir anbietet.« Unter den ihm gebührenden Ehren wird er inthronisiert und konsekriert und hat eine so glänzende Regierung geführt, daß es hieß: binnen fünfzig Jahren habe es keinen so ausgezeichneten Bischof gegeben."

An einer anderen Stelle (I, 8, § 2) hat uns Thomas über Mauritius' Verwaltung der Erzdiöcese Rouen einiges mitgeteilt. Er war karg gegen sich selbst, aber um so freigebiger gegen die Armen. Er sah es höchst ungern, wenn seine Beamten für den gesamten Hausstand täglich drei bis vier Pfund ausgaben; dagegen durfte sein Almosenier täglich zehn bis zwölf Pfund unter die Armen verteilen. Wenn ihm seine Verwalter die Jahreseinkünfte der reichen Erzdiöcese auf zwölftausend Pfund verrechneten, so sagte er zu ihnen: „Bewahret zwei- bis dreitausend Pfund für meinen Hausstand; sonst ist nichts mein, denn alles Uebrige gehört den Armen und ist an sie auszuzahlen." Die Kleider wechselte er häufig, verschenkte sie aber an ältere Priester und arme Geistliche. Mauritius war jedoch in dieser Beziehung keine Ausnahme; manche andere Bischöfe seiner Zeit verfuhren in gleicher oder ähnlicher Weise bezüglich der Verwendung ihrer Einkünfte.

Im Bon. univ. (I, 3, § 4 und 5) erzählt uns Thomas von den Strafen im Jenseits, denen zwei unwürdige deutsche Bischöfe, deren Name jedoch nicht genannt wird, verfallen seien; wir finden darin die bekannten volkstümlichen Vorstellungen und Züge: Verurteilung der Schuldigen durch den Teufel und seine höllischen Beisitzer, Kredenzen eines Bechers mit flammendem Schwefeltrunk 2c.; wenn Thomas bemerkt: der eine jener Unglücklichen sei von edelm, ja fürstlichem Geblüt gewesen, so deutet er hiermit den schweren Mißstand an, infolgedessen so viele unwürdige Personen in Besitz der höchsten Kirchenwürden gelangten; wir meinen den Einfluß der Fürsten und der weltlichen Großen auf die Wahlen in den Bistümern und Abteien [1]). Solche Bischöfe und Aebte waren Sanguinitae oder Choritae, d. h. durch Verwandtschaft oder Macht der Großen aufgedrängte Würdenträger, und weil sie nicht aus einer guten geistlichen Schule oder frommen Klosterzelle gekommen waren, blieben sie nach wie vor Söhne eines wilden kriegerischen Geschlechts, auf deren Haupt der Helm besser paßte, als der Bischofshut; sie waren, um mit Shakespeare zu reden, „more like a soldier. than a man o' the church". Thomas führt uns eine so stattliche und glänzende Reihe von Personen auf Bischofstühlen, in Klöstern oder Stiftern, wie endlich in der Seelsorge vor, daß wir mindestens eine Seite unseres Buches mit

[1]) Vgl. Kaufmann, Cäsarius 105 ff.

bloßen Namen füllen könnten. Wir beschränken uns deshalb auf wenige Beispiele.

In Erzbischof Mauritius von Rouen ist uns soeben, wir möchten sagen, das Ideal eines mittelalterlichen Kirchenfürsten entgegengetreten. Würdig zur Seite steht ihm Johannes der Deutsche (Teutonicus), der Bischof von Preßburg und spätere Ordensmeister der Dominikaner, von dessen Tugendstärke wir früher schon ein Beispiel gegeben haben. Von ihm lesen wir bei Thomas (II, 57, § 55), er habe von den 8000 Mk. Einkünften, die er als Bischof von Preßburg bezog, so gut wie nichts für sich verwendet. Die Reisen in seinem Sprengel habe er zu Fuß gemacht und, weil er kein Pferd besessen, nur einen Esel mit sich geführt, welcher die geistlichen Gewänder und Bücher getragen habe. Eine Zierde der damaligen Kirche war der Bischof Walter von Tournay († 1251), ein Mann wahrhaft Deo dignus. Als Muster eines Klostervorstandes schildert uns Thomas den Prior Otto von St. Matthias in Trier. „Er war," so lautet diese Schilderung (II, 1, § 2), „der erste bei den Horen, der erste bei der Matutin; im Chor bediente er sich weder bei Nacht noch bei Tage eines stützenden Sitzes, immer stand er aufrecht, den Geist und die Augen stets nach dem Himmel gerichtet. Er sprach selten und mit möglichst wenigen Worten; im Studium war er eifrig; alle freie Zeit widmete er dem Gebet und der Betrachtung; er sorgte auch dafür, daß es den Brüdern nie am Nötigen fehlte; ebenso lag ihm die Sittlichkeit der jungen Leute am Herzen. Als er tötlich erkrankt war, besuchte ihn unser Thomas in Begleitung eines Arztes, und letzterer befiehlt, es müsse für den alten und schwachen Mann sofort ein Huhn bereitet werden; da es jedoch Mittwoch vor Ostern war, weigert sich der Prior; Thomas aber redet ihm zu und sagt: „Soll deine Seele nicht Gefahr leiden und willst du keine Todsünde begehen, so darfst du dich dem Befehl deines Arztes nicht widersetzen." Der Prior erwidert: „Es geschehe mit mir nach Gottes Willen." Dann streckt er Füße und Arme, erhebt die Augen zum Himmel und verscheidet.

Als eine vorzügliche Aebtissin rühmt uns Thomas Frau Genta von Florival in Brabant. Sie dient ihm als Beispiel für den Satz im Bienenbuch, daß der Vorgesetzte immer unter seinen Untergebenen leben soll. „Sie war," so erzählt er (I, 11, § 3), „edel von Geburt, aber noch edler durch ihre Tugenden, und gehörte erst dem schwarzen Orden, dann aber dem grauen an. Sie aß im gemeinschaftlichen Refektorium und schlief im gemeinschaftlichen Dormitorium. In den Erholungsstunden saß sie unter ihren Nonnen und unterhielt sich mit ihnen über Gott oder die hl. Schrift oder einen Satz der Moral. Die Nonnen aber liebten ihre Vorsteherin so innig, daß sie sich an deren Anblick und

Gespräch niemals sättigen konnten." Während der Krankheit, an der sie starb, hat unser Thomas sie besucht, und die Leidende sprach u. a. zu ihm: „Wisse, Liebster, daß sich mein Herz durch Gottes Gnade des tiefsten inneren Friedens erfreut und meine Seele in aller Ruhe dem Tode entgegen sieht" Dann wies sie auf einen bestimmten Ort: „Dort habe ich schon seit drei Nächten eine Lichtkugel gesehen, welche die ganze Nacht über hell geleuchtet hat." Kurz nachher ist sie gestorben, wie in anderen Quellen angegeben wird, im Jahre 1247.

Von einer trefflichen Priorin in Schwaben lesen wir (I, 24, § 2) wie folgt: „Von Brüdern hörte ich erzählen, im Lande zu Schwaben habe noch unlängst eine Priorin gelebt, die, obwohl an allen Gliedern gelähmt, doch ihre Untergebenen in heiliger und vollkommenster Weise regiert habe. Einstmals, als sie sich besonders schwach und krank fühlte, ließ sie den Prior der Predigermönche in Zürich, welcher der geistliche Vorstand der Schwestern war, heimlich zu sich bescheiden und bat ihn unter Thränen, er möge sie, wie sie ihn schon früher, als sie sich noch kräftiger und gesunder gefühlt, ersucht habe, von ihrem Amte befreien, und zwar jetzt um so mehr, als sie kein anderes Glied mehr zu rühren im stande sei, als ihre Zunge. Durch die Thränen und das Leiden der Bittenden tief bewegt, wollte der Prior eben auf ihr Begehren eingehen — da warf sich ihm der ganze Konvent zu Füßen und bat unter Thränen, es möge ihm seine Vorsteherin nicht genommen werden; man würde ihr Gehorsam leisten, so lange ihre Stimme noch Worte der Erbauung, der Ermahnungen und Vorschriften vernehmen ließe. Getröstet und erbaut durch diese Versicherungen der Nonnen, beließ der Prior sie trotz Schwäche und Krankheit in ihrer alten Würde. Vier Schwestern wurden bestimmt, welche ihr Speise reichen, sie im Bette zurechtlegen und zum Kapitel tragen sollten. Sie hörte nun wieder die Schuldbekenntnisse und erteilte ihre Ermahnungen; sie ermunterte die einzelnen, sich streng an die Regel zu halten und ordnete alle Geschäfte des Klosters so, daß man weder im Geistlichen noch im Weltlichen irgendwo einen Mangel oder Schaden bemerken konnte. Betrübt aber durch die Mühen und Beschwerden, welche sie fortwährend den Schwestern verursachte, ließ sie sich einmal, während der Konvent im Refektorium war, vor den Altar der Kirche bringen, und als die Schwestern weggegangen, erhob sie ihren Blick zum Leibe Christi in der Monstranz und betete unter Thränen also: »Es ist Zeit, Herr, daß ich von der Last meines Amtes und meines irdischen Daseins befreit werde. Ist es jedoch dein Wille, daß ich ferner noch unter diesen Lasten und Mühsalen seufzen muß, so bitte ich dich bei deiner Barmherzigkeit und Güte, daß du meinen Schwestern die viele

Plage, welche ich ihnen mache, abnimmst und mir meine Gesundheit wieder schenkst.« Wunderbar — kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so vermochte sie schon, sich zu erheben und unter Absingung des Psalms: „Miserere mei Deus" den aus dem Refektorium kommenden Schwestern entgegenzugehen. Diese wollten entfliehen, sie aber rief ihnen zu: »Ich bin es ja, euere Priorin; flieht nicht vor mir!« Von Schrecken zu freudigem Dank übergehend, eilten alle zur Kirche und sangen das Te Deum laudamus."

Als Vorbild eines pflichteifrigen Seelsorgers[1]) führt uns Thomas einen Jugendfreund vor: „Auf der Schule," so erzählt er (I, 14, § 2), „hatte ich einen sehr lieben Kameraden, der mit mir von gleichem Alter war und fast dieselben Studien betrieb. Von seiner Jugend an bis zu seinem Ende hielt er sich von Weibern fern. Als junger Mann Priester geworden, übernahm er in Brabant eine Seelsorgerstelle, welche er mit größtem Fleiß und Eifer versah. Wo er durch Ermahnungen nicht bessern konnte, suchte er durch sein Beispiel zum Guten und Rechten hinzuführen. Aßen andere, so fastete er; schliefen andere, so wachte er; unterhielten sich andere, so lag er dem Gebete ob; sah er ein Schäflein auf einem Irrwege, so bemühte er sich, dasselbe so oder so auf den rechten Weg zurückzubringen. In dieser Art wirkte er nach außen; Größeres aber barg sich in seinem Innern. So glänzte er fast zwanzig Jahre lang als nachahmenswertes Vorbild; als es jedoch dem Allerhöchsten gefiel, ist er in folgender Weise gestorben: er litt einige Tage an heftigem Fieber, aber siehe da, als er mit den Sakramenten versehen den Geist aufgegeben hatte, zeigte sich plötzlich ein so helles und lang andauerndes Licht, daß im Umkreis von einer Meile und darüber hinaus sich die nächtliche Finsternis in einen so strahlenden Glanz verwandelt, als ob es lichtester Tag wäre." Thomas meint sinnig, wer so vielen als Beispiel geleuchtet, habe selbst nicht ohne Glanz scheiden dürfen.

Unser Autor nennt gelegentlich noch andere Weltgeistliche, welche sich durch ihre Tugenden wie ihren Eifer in der Seelsorge auszeichneten. So Guido von Nivelles[2]), ein Begninenpriester; Lambert, Geistlicher eines Leprosenhauses in oder bei Löwen, ein „frommer Mann und eif-

---

[1]) „In einer größeren Arbeit über Thomas werde ich dem niederen Klerus einen größeren Abschnitt widmen, zu dem ich reiches Material gesammelt habe." K. in den Annalen d. hist. Vereins f. d. Niederrhein 47 S. 8. Im Vergleich zu dieser Ankündigung ist der Abschnitt über den niederen Klerus auffallend kurz. Auch enthalten die Kollektaneen kein besonders reichliches Material.

[2]) Bonum. univ. II, 30, § 31. Er wird auch bei Jakob von Vitry erwähnt und im Leben der Maria von Oignies als deren Beichtvater und Verwandter.

riger Seelenhirte"[1]); Wilhelm, ein „guter und gelehrter" Priester, welcher in einem Grenzort zwischen Flandern und Brabant segensreich wirkte[2]); die beiden Brunos, Onkel und Neffe, in Marburg, Männer von Wissen und erprobten Sitten[3]), und so noch manche andere.

Als besonders eifrigen Seelsorger rühmt Thomas auch den mit Jakob von Vitry befreundeten Dechant von Lüttich, Johannes von Nivelles: „Er litt einmal lange und schwer am Podagra; da kam ein berühmter französischer Arzt zu ihm und erbot sich, ihn umsonst zu behandeln. Der Kranke frug: »Wie lange wird es dauern, bis ich genese?« — »Mindestens vier Monate,« erwiderte der Arzt. Da schlug der Leidende auf sein Knie und rief: »Weh mir Elenden, wenn ich um dieses Knies willen, das doch einmal in Fäulnis übergehen wird, nur für die Zeit von drei Wochen Predigt und Seelsorge aufgeben sollte. Ihr aber, teuerster Meister, kehrt nach Frankreich zurück; Christus wird euch für eueren guten Willen und euere Mühe reichlich belohnen.« Noch ein weiterer Zug von diesem trefflichen Manne: Am Abend jener Nacht, in welcher er starb, kam ein fast nackter Landstreicher, von jener Sorte, die man Ribaldi nennt, in den Flur des Hauses, in welchem Johannes schon halb sterbend lag, und wünschte dem heiligen Manne zu beichten; man antwortete ihm jedoch: Dies sei nicht mehr möglich. Traurig wollte der Fremde sich entfernen; da sagte der Sterbende zu einem der Anwesenden: »Bringt mir den Mann, den Ihr soeben abgewiesen habt.« Erstaunt und zugleich bestürzt holte man den Fremden; der Sterbende hörte dessen Beichte, gab ihm die Absolution und sagte dann: »Nicht um tausend Mark Geldes hätte ich diesen Mann entlassen, ohne seine Beichte gehört zu haben.«" (II, 31, § 3—5.)

Wie sich unwürdige Personen aus den höheren Ständen in den Besitz kirchlicher Aemter und Ehrenstellen eindrängten, so ließen sich auch nicht wenige aus mittleren oder niederen Ständen ohne inneren Beruf und nur durch äußere Beweggründe bestimmt, in Klöster aufnehmen, und zwar namentlich in Klöster der älteren Orden, in welchen die Strenge der ursprünglichen Regel gemildert und die Zucht, wenn nicht aufgehoben, so doch wenigstens gelockert war[4]). Die jüngeren, noch in der ersten Begeisterung aufstrebenden Orden, wie die der Dominikaner und Franziskaner — wir dürfen auch die Cistercienser noch hinzu rechnen — mögen für jene Eindringlinge weniger Reiz besessen haben: in diesen Orden gab es noch Entbehrungen und Mühsale jeder Art zu ertragen; jede Stunde war geregelt, jeder Tag brachte seine Arbeit, und die dürftige Klosterkost

[1]) Bonum. univ. II, 53, § 21. — [2]) Ebendaselbst II, 56, § 4.
[3]) Ebendaselbst I, 19, § 3.
[4]) Ueber Gegner der Orden vgl. K. Annalen 47, S. 99, 205.

war für Schlemmer und verwöhnte Leute nichts weniger als verlockend. Drängten oder schlichen sich ungeeignete oder gar schlimme Elemente in ein Haus der genannten Orden ein, so wurden sie bald durch einsichtige Obere erkannt und ausgeschieden oder sie entfernten sich freiwillig, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß sie für ein Leben der Entsagung und Arbeit nicht geschaffen wären.

Die Arbeit! Wie sie in unseren Tagen das Losungswort der Zeit geworden ist, war sie auch die Devise jener Orden, und die vielseitigen Kulturbestrebungen derselben gaben den Beweis dafür, daß der Theorie auch die Praxis ganz und voll entsprochen hat. Der Wert der Arbeit, nicht bloß der geistigen, sondern auch der körperlichen, wird von unserem Autor öfters betont, und die Bienen in ihrer unermüdlichen Thätigkeit sind hierfür die trefflichsten Vorbilder. Die geistige Arbeit steht unserem Thomas freilich höher als die körperliche; doch hebt er als höchst rühmlich für den Cistercienserorden hervor, daß in demselben auch den Klostervorständen nur im äußersten Notfalle die Handarbeit erlassen wird (II, c. 8). Aber nicht bloß den Klosterleuten, auch dem Landvolk predigt er Arbeitsamkeit und Fleiß; als abschreckendes Beispiel gegen Trägheit erzählt er (II, 9, § 2), wie sich einem faulen jungen Landmanne alle Speisen, welche ihm vorgesetzt wurden, in Schlangen verwandelt hatten — eine etwas drastische Illustration des bekannten Bibelwortes: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." Um verkehrte Menschen auf einen besseren Weg zu bringen, so meint er (II, 6, § 2), ist nichts so nützlich und heilbringend, als die Arbeit, und unser bekanntes Sprüchwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang, giebt er in etwas veränderter Fassung: eine Menge von Uebeln hat der Müßiggang gelehrt.

Den schlimmen und verderblichen Elementen gegenüber, welche sich in die Klöster eingedrängt oder eingeschlichen hatten, befanden sich ernste, streng auf Zucht und Sittlichkeit haltende Vorstände oft in der peinlichsten Lage, und es giebt viele Beispiele für die Widersetzlichkeit, selbst Bosheit, mit welcher verkommene Untergebene den bestgemeinten Reformbestrebungen ihrer Oberen entgegentraten. Einen entsetzlichen Fall dieser Art bietet uns Thomas (I, 16, § 2) aus dem regulierten Chorherrenstift Burgomedio zu Blois, wo es endlich so weit kam, daß der treffliche Abt Heinrich durch gedungene Banditen ermordet wurde (1224). Ein ähnliches Vorkommnis wird aus einem Kloster zu Pavia berichtet (I, 21, § 4).

Im Rahmen des damaligen kirchlichen Lebens bilden die im Freien, auf Bergeshöhen oder in Wäldern, an Meeresküsten oder auf Inseln ihre Sünden bereuenden oder Ruhe suchenden Einsiedler und Einsiedlerinnen ein gewisses poetisches Element, wogegen die Eingemauerten,

die Inclusen oder Reclusen in ihren engen Zellen für unser modernes Empfinden wenn nicht etwas Abstoßendes, so doch wenigstens nichts Anziehendes besitzen. Die Einsiedler jener ersteren Art sind für Dichter und Maler immer ein lockender und lohnender Gegenstand gewesen, denke man sich dieselben über einem Buch in Betrachtung versunken, oder ihre Gärtchen pflegend, oder in freundlichem Verkehr mit der Tierwelt, oder endlich als gastliche Wirte, die den Verirrten beherbergen und wieder auf den rechten Weg führen.

Unser Autor erzählt von einem deutschen Ritter adeliger Herkunft, der ein arger Räuber gewesen, aber in sich gegangen ist und sein ferneres Leben als büßender Eremit in einer Einöde zugebracht hat (II, 51, § 3). Ausführlicher, aber legendarisch ausgeschmückt, berichtet er (II, 29, § 38) die Schicksale einer edlen Römerin, der Gräfin Jaquelina: „In Rom lebte eine sehr heilige Jungfrau Namens Jaquelina, die Schwester eines reichen und höchst vornehmen Grafen in Apulien, ausgezeichnet durch Schönheit, Tugend und weisen Sinn. Als der Bruder sie nötigen wollte, eine Heirat einzugehen, legte sie männliche Kleidung an und entfloh. Man sandte überallhin Boten aus, um sie aufzusuchen und zurückzubringen. Der Graf selbst macht sich mit auf die Suche; die Schwester sieht endlich ein, daß weitere Flucht unmöglich ist, und eilt seewärts, um sich, nachdem sie ein Kreuz geschlagen, von einem hohen Felsen herab ins Meer zu stürzen. Als der Graf dessen ansichtig wird, ruft er entsetzt der Fliehenden zu: »Teuerste Schwester, komm' zurück zu mir! Ich will dir ein reiches Kloster gründen, in welchem du ungestört Gott dienen kannst.« Aber die Jungfrau bleibt taub vor solcher Rede und stürzt sich in die Fluten. Da zeigte sich die Wunderkraft des Allmächtigen: unkundig des Schwimmens, schreitet Jaquelina, Augen und Arme gen Himmel erhoben, über die Meerestiefen wie über trockenen Boden und gelangt so nach Griechenland. Hier diente sie drei Jahre lang in einer Waldeinsamkeit, immer noch in Männerkleidern, einem heiligen alten Eremiten, um sich von demselben im geistlichen Leben unterrichten zu lassen. Da sie aber die Tücken und Nachstellungen des Bösen fürchtete — der Eremit hatte sie nämlich sehr lieb —, so entfloh sie abermals, um auf Sicilien (nach anderer Lesart in Cilicien) eine Einöde zu bewohnen. Hier verbarg sie sich neun Jahre lang in einer Hütte, welche sie sich mit Hülfe eines getreuen Mannes auf einem Baume errichtet hatte; derselbe gute Mann versorgte sie mit den nötigen Lebensbedürfnissen, so daß sie ihre Baumhütte nie zu verlassen brauchte. Dann trieb der Geist sie zurück nach Rom, und hier hat sie an Papst Innocenz III., die Geistlichkeit und das Volk eine ernst mahnende Ansprache gehalten. In Rom verlebte sie den Rest der ihr noch bescherten Tage."

Der allgemeinen religiösen Begeisterung, welche in den Tagen unseres Autors namentlich das jetzige Belgien ergriffen hatte, einer Begeisterung, an welcher Personen aus allen Lebensstellungen, aus dem Adel wie aus dem Volke, Männer wie Frauen sich beteiligten, blieb auch die lebhaft empfindende Kinderwelt nicht fremd. Ein sprechendes Beispiel hierfür ist der kleine Minorit Achaz (Achazius) aus Thorout in Westflandern.

Als der Kleine zum ersten Male Minoriten gesehen, faßte er eine solche Liebe zu denselben, daß er seine Eltern, ehrbare Bürgersleute der genannten Stadt, dringend um Erlaubnis bat, Minoritentracht anlegen zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt, und der kleine Mann nahm gänzlich die Art und Weise der Minoriten an, ging barfuß wie diese und predigte auf der Gasse den Knaben des Ortes; er lehrte sie das Vaterunser und den Englischen Gruß, rügte aber auch in seinen Standreden Hochmut, Kleiderpracht und andere Sünden der Weltleute. Die Erwachsenen freuten sich an der Beredsamkeit des jedenfalls höchst begabten Kindes. Als junger Minorit vermied er es, Gold und Silber anzurühren. Einst kamen Handelsleute zu seinen Eltern und warfen wohl zum Scherz eine Münze in den Becher des Kleinen. Als er sie darin fand, rief er unter Thränen: „Allmächtiger Gott, du weißt es, daß ich ohne mein Wissen die Ordensregel übertreten habe.“ Auch seine Eltern verschonte der junge Moralprediger nicht; dem Vater machte er Vorstellungen wegen Fluchens und Trinkens, der Mutter wegen ihrer Scharlachkleider, und die gute Frau legte sie wirklich ab. Erst siebenjährig, stirbt der Knabe, darf aber seiner Jugend wegen die heilige Kommunion nicht empfangen; da tröstet er sich mit der freudigen Hoffnung, bald der göttlichen Wesenheit selbst teilhaftig zu werden (Bon. univ. II, 28, § 2 sq.). Nach Meyer, Annal. Flandr., ist der junge Minorit 1220 gestorben.

Das Leben unseres Autors fällt in die Zeit der bekannten Häresieen, welche sich besonders im südlichen Frankreich und im nördlichen Italien und von diesen Herden aus weiter verbreitet hatten. Thomas war Predigermönch, also Mitglied des Ordens, welchem die Inquisition gegen die Häretiker aufgetragen war. Man könnte erwarten, er habe über ihre Lehren, über ihr Leben und Treiben die wichtigsten Aufschlüsse gegeben. Dem ist jedoch nicht so; er bietet uns weit weniger, als der Cistercienser von Heisterbach. Man findet bei Thomas nur zwei Erzählungen, welche von Ketzern handeln; die eine wird aus Antwerpen (Bon. univ. II, 57, § 3), die andere (II, 57, § 68) aus der Umgegend von Cambray mitgeteilt.

Die erstere lautet: „Zu unserer Zeit hat in der brabantischen Seestadt Antwerpen ein Mann Namens Wilhelm Cornelius es gewagt, durch eine überaus unsinnige Häresie das Kleid des Glaubens zu zerreißen. Nachdem er sich längere Zeit verstellt und geheuchelt hatte, gab er endlich unter dem Vorwand, er wolle in vollkommener Armut leben, seine Pfründe auf. Er war ein äußerst ausschweifender Mensch, stellte aber die Behauptung auf: wie der Rost durch Feuer, würde jede Sünde durch die Armut getilgt und vor Gottes Augen zu nichts. Eine arme öffentliche Dirne stehe höher, als jeder Keusche und Enthaltsame, der noch irgend etwas besitze; darum seien alle Frommen und Tugendhaften verdammt. Wenn er aber behauptete, Ausschweifungen seien für Arme keine Sünden, so war dies die entsetzlichste Blasphemie, als ob der allgerechte Gott gegen jene ungerechter sein wolle, denen er die Vorschrift gegeben: »Du sollst vor Gericht die Person der Armen nicht ansehen« (III. Mos. XIX, 15). Für ganz sicher haben wir in Erfahrung gebracht, daß, nachdem er gestorben und in der Liebfrauenkirche beigesetzt worden, am dritten Tage nachher jemand mit leiblichen Augen gesehen hat, wie das Grab offen gestanden und leer gewesen sei — ein untrügliches Zeichen für die Verdammung jenes Wilhelm Cornelius. Als nach vier Jahren seine schändliche Ketzerei entdeckt und bewiesen worden war, ließ unser ehrwürdiger Vater, der Bischof Nikolaus von Cambray, den Leichnam als unnütze Wurzel ausreißen und verbrennen."

Auf die kommunistischen Anschauungen des Wilhelm Cornelius ist früher schon hingewiesen worden.

Die zweite Erzählung handelt von einem Ketzer aus der Umgegend von Cambray, der sich, um dem Scheiterhaufen zu entgehen, für einen Besessenen ausgiebt, aber zur Strafe hierfür durch einen wirklich Besessenen verbrannt wird. Eine Zeitangabe findet sich nicht vor, und so könnte dieser angebliche Vorfall zu jenen älteren Ketzergeschichten aus Cambray gehören, welche Cäsarius (Dial. III, 16) mitgeteilt hat.

Daß unser Predigermönch das Strafverfahren gegen die Häretiker billigte, ist sehr begreiflich; dagegen haben wir keine Stelle gefunden, welche auf eigenes Mitwirken bei einem Ketzergericht deutete. Seine Freundin Lutgardis hat einmal ein siebenjähriges Fasten bei Brot und Bier gehalten, um den Zorn Gottes wegen der Albigenser zu besänftigen.

Für die geistige Gährung, welche in den Tagen unseres Autors unter den Kulturvölkern herrschte, für das bald mehr, bald minder ehrliche Suchen nach Wahrheit in den ältesten und entlegensten Quellen der Religionen ist folgende Erzählung, welche uns Thomas II, 10, § 19 mitgeteilt hat, nicht ohne Belang:

„Wir kannten einen Predigerbruder in unserem Hause zu Brügge. Er hieß Rainer und war ein scharfsinniger, in den weltlichen Wissenschaften sehr bewanderter junger Mann. Nachdem er in den Orden getreten war, betrieb er mit größtem Eifer das Studium der Gottesgelehrtheit. Sein Geist war aber noch nicht genug erleuchtet und durch Gebet vorbereitet; so erschrak er vor dem Lichte, und sein noch nicht für die Wahrheit gereifter Verstand geriet in Verwirrung. So kam er auf den Gedanken, durch Untersuchungen und Besprechungen zu ermitteln, welche der drei Sekten (sic!), Judentum, Heidentum und Christentum, den höchsten Anspruch auf Wahrheit machen könnte. Er bemerkte, wie unter den heidnischen Philosophen die natürliche Vernunft herrscht; bei den Juden fand er das in ältester Zeit ihnen verliehene Gesetz Gottes; er hörte, wie sich die Christen der Beobachtung des Evangeliums rühmten; er schwankte jedoch, an welches von diesen drei Lehrsystemen man sich am sichersten zu halten habe. Er kam also mit Juden zusammen und ließ sich mit ihnen in Erörterungen ein. Als aber die Ordensbrüder sahen, wie der junge Mann durch solchen Verkehr immer mehr ins Schwanken geriet, da hielten sie es für angemessen, diesem Verkehr ein Ende zu machen. Wie jedoch verschlossen gehaltenes Feuer um so heftiger in Flammen ausschlägt, so wurde der Jüngling durch den Widerstand so gereizt, daß er sich in einer Nacht zur Flucht entschloß. Als er aber zur Klosterpforte gekommen war, stellte sich ihm die Jungfrau Maria, der Meeresstern, entgegen, um ihn zum verlassenen Hafen des Heiles zurückzuführen. Sie redete ihn folgendermaßen an: »Du bist vom rechten Wege abgewichen und zweifelst, ob du die Wahrheit im Glauben an meinen Sohn gefunden hast. So höre denn: im Heidentum wuchern überall nur Irrtümer; die Juden, welche nichts Festes besitzen, verfolgen nur Schatten und stecken tief in der Finsternis der Bosheit; das Evangelium der neuen Gnade wird jedoch dadurch als wahr erwiesen, daß es in Liebe, Demut und Reinheit strahlt, und diese drei wirst du, wenn dein Geistesauge sich geklärt hat, nirgendwo so finden, wie in dem Orden, in welchen du eingetreten bist. Ich aber bin die Mutter Christi, die Beschirmerin deines Ordens, und kann in meiner Barmherzigkeit nicht ruhig zusehen, wie dein reiner Geist getäuscht wird und du so zu Grunde gehst.« Mit diesen Worten entschwand die glorreiche Jungfrau; der junge Mann aber war im Glauben gekräftigt und von Herzensfreudigkeit erfüllt. Im Orden machte er solche Fortschritte, daß er Lektor wurde; bald ging er jedoch als Vollendeter ins höhere Leben über."

Bloßes Denken und Grübeln führt nicht zur Wahrheit; es bedarf, um sie zu erlangen, einer Offenbarung von oben; das ist der Kern dieser halblegendarischen Erzählung.

Wir finden namentlich in den epischen Gedichten unserer Periode, daß sich unter den gebildeten Schichten eine mildere Auffassung und Beurteilung des Heidentums Geltung verschafft hatte. Unser Thomas selbst läßt in einer seiner rührendsten und bedeutendsten Erzählungen einen Heiden aus dem Morgenlande eine menschlich überaus edle und schöne Rolle spielen — wir kommen in einem späteren Abschnitt auf dieses Muster einer Novelle eingehend zu sprechen. Der persönlich freundliche Verkehr mancher Kreuzritter mit edlen Sarazenen im Orient oder in Spanien mag hierbei nicht ohne Einfluß geblieben sein. Es deuten darauf auch die vielen Sagen von ehelichen Verbindungen christlicher Ritter mit schönen Töchtern des Morgenlandes, die meistens den Geliebten aus der Gefangenschaft gerettet haben sollen. Wirkliche Ehen zwischen Heidinnen und christlichen Kolonisten im Orient waren sogar häufig, und hat sich daraus der Mischlingsschlag der Pullanen gebildet. Die Treue bis in den Tod, welche heidnische Frauen ihrem Gatten gegenüber bewahrten, galt mittelalterlichen Dichtern als eine Art von Taufe. So äußert sich Wirnt von Gravenberg[1]) über die edle Heidin Japhita, die ihrem Gatten nachgestorben war:

Diu wâre riuwe ist gewesen
ir touf an ir ende.

Auch die Keuschheit galt als eine Art von Taufe, wie es im Parzival[2]) von der Mohrin Belakane heißt:

Ir kiusche war ir reiner touf.

Höchst frivol dagegen und nahezu modern klingt es, wenn die „gar fröliche" Frau im Liederbuch der Clara Hätzlerin (Ausg. von Haltaus 208) die Aeußerung thut:

Wär ez ain Jud oder ain haid,
ein Tarter oder Sarracein
ich müſst Im dannoch hold sein.

G. Karpeles, Geschichte der jüdischen Litteratur II, 707, findet es bemerkenswert, daß „die mittelhochdeutsche Dichtung vom Grundsatz der Toleranz getragen und durchdrungen sei", und nennt dies „eine wenig bekannte Thatsache". Er erinnert an Wolfram von Eschenbach, nach welchem auch Nichtchristen selig werden können, an Walther von der Vogelweide, der Christen, Juden und Mohammedaner in eine Linie(?) stelle, und an Freidank, der in seinem Glauben an die Verdammnis der Juden dadurch wankend gemacht werde, daß Gott über allen seine Sonne scheinen lasse und allen einerlei Wetter gebe.

---

[1]) Wigalois, ed. Pfeiffer 205. Vergl. ihre Grabschrift 211.

[2]) Parzival 28, 14, Lachmann 25.

VI. Der Adel.

Die Blüte der deutschen Ritterschaft saß in Brabant, im Hennegau und im Lütticher Lande; die Ritter in den Rheinlanden, fränkischen und allemannischen Stammes, blieben in Bezug auf Feinheit des äußeren Benehmens und Vervollkommnung in der Ritterlichkeit schon etwas hinter jenen zurück; dann erst kamen Ostfranken, Bayern, Oesterreicher, die niedrigste Stelle nahmen die wilden Sachsen ein [1]). Abgesehen davon, daß die in erster Reihe Genannten sich an den Kreuzzügen lebhafter beteiligt hatten als die östlichen deutschen Volksstämme, trug zu jener Vervollkommnung im ritterlichen Wesen nicht wenig der Umstand bei, daß sie der eigentlichen Wiege der feinen, geselligen Bildung und des Ritterwesens räumlich näher standen als jene. Nicht bloß die Gelehrten strömten nach Frankreich und im besonderen nach Paris, wo sich der Quell der Erkenntnis und Brunnen der Gottesgelehrtheit befindet [2]), auch junge Adelige suchten die Stadt oder vielmehr den dortigen Hof auf, um sich die Sitten und Formen der ihrem Stande gebührenden gesellschaftlichen Feinheit anzueignen. Paris war schon damals die Weltstadt, das Französische begann schon damals die Weltsprache zu werden. Es ist keine Uebertreibung, wenn es im Cléomadès des Adenés li Rois heißt:

> En anciens escris,
> trueve on que toujours a esté
> France la flours et la purté
> d'armes, d'onnour, de gentilece,
> de cortoisie et de largece;
> ce est la touche et l'exemplaire
> de ce c'on doit laissier et faire.

Die Schriftsteller, wie Guilelmus Armoricus, Guido de Bazoches [3]), Bartholomäus Anglicus und andere können nicht Worte genug finden, die Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten der französischen Hauptstadt, ihre bewunderungswürdige Lage, den Reichtum und die Fülle alles Wünschenswerten, die sich dort beisammen finden, zu schildern und zu preisen.

Die französische Hauptstadt, auf deren Märkten neben den gewöhnlichen Lebensmitteln Leckerbissen jeder Art, nicht bloß aus der näheren Umgebung, sondern aus den entferntesten Gegenden zusammenflossen,

---

[1]) Zu den Rangstufen der Ritterschaft vergl. Hartmanns v. d. Aue Gregorius (Lachmann 1401). Wilmanns, Walther v. d. Vogelweide 13. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge 441.

[2]) So Cäsarius von Heisterbach, Dial. mir. V, 22.

[3]) Aus den Briefen des G. v. B., Wattenbach im Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde XVI (1890), 72.

war bereits das Dorado der Feinschmecker, und es ist begreiflich, daß auch zur Befriedigung sinnlicher Genüsse schlimmerer Art in der Weltstadt gesorgt war; also Gründe genug, daß nicht bloß eifrige Gelehrte, sondern auch Lebemenschen aus reichen und vornehmen Ständen Paris zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählten.

Von den jungen Herren, welche Paris um der äußeren geselligen Bildung wegen aufsuchten, hat Thomas mehrere gekannt. Die seltsame Wendung, welche das Schicksal eines derselben nahm, möge unser Autor selbst erzählen: „Aehnlich dem Achaz an Frömmigkeit, nicht an Alter, weil etwas mehr herangereift, war ein vornehmer Deutscher von dreizehn Jahren. Als Sohn des Grafen von Flankenborg (Blankenburg?) war er von seiner Mutter nach Paris geschickt worden, um mit den Söhnen ihres Verwandten, des Königs von Frankreich, die Erziehung zu teilen. Da es aber im Auslande Brauch ist, daß Landsleute freundlich mit einander verkehren, geschah es auch, daß der genannte Knabe, dessen Name Albert war, den um diese Zeit in Paris weilenden Meister des Predigerordens, den seligen Bruder Jordanus, und andere Brüder aus Deutschland aufsuchte. Er wiederholte diese Besuche öfter, und so kam es, daß infolge der Gespräche mit jenem heiligen Manne dem Knaben das Irdische immer gleichgültiger, das Himmlische aber immer lieber zu werden anfing, und er faßte endlich den Gedanken, in den Orden einzutreten. Zu diesem Zweck wandte er sich heimlich an den genannten Meister Jordanus. Der Knabe war bereits einigermaßen in die Wissenschaften eingedrungen; der Meister zweifelte jedoch an seiner Beständigkeit. Da der junge Albert der einzige rechtmäßige Erbe seines Vaters war, so ermahnte ihn Jordanus, einst die Regierung seiner Grafschaft zu übernehmen und seinen Unterthanen ein gütiger Herr zu werden. Inzwischen war der Knabe sechszehn Jahre alt geworden; da rief ihn die Mutter zurück, damit er sich eine standesgemäße Gattin suche und die Herrschaft antrete. Der Vater war infolge hohen Alters nicht mehr im stande, die Regierung zu führen. Da sprach der junge Mann zu den an ihn abgesandten Rittern und Knechten: »Bevor wir abreisen, wollen wir noch unseren Landsleuten, den Predigermönchen, einen Besuch machen.« In das Haus derselben gekommen, bat er den Ordensmeister und die anderen Brüder um eine geheime Unterredung, warf sich ihnen zu Füßen und sprach: »Ich beteuere euch vor Gott, daß ich zur Stunde bereit bin, die Welt zu verlassen und mit euch Gott zu dienen. Versagt ihr mir solches, so ist er euer Richter und wird es nicht ungestraft lassen, daß ihr mich von euch gehen laßt.« Bei diesen Worten brachen der Meister und die anwesenden Brüder in Thränen aus und beschlossen endlich in ihrer Not und Verlegenheit,

Gott allein den Ausgang der Sache zu überlassen. Sie beriefen den Konvent, trugen die Angelegenheit nebst der Erklärung des jungen Mannes vor, und nach gepflogener Ueberlegung bekleideten sie denselben mit dem Ordenshabit. Als dies den Seinigen mitgeteilt wurde, brachen diese in lautes Wehklagen aus und überbrachten dann den Eltern die für dieselben so schmerzliche Nachricht. Der alte Vater kam mit großem Gefolge nach Paris und machte einen Versuch, den Sohn gewaltsam zu entführen; er ist jedoch besonders durch thatkräftiges Eingreifen der Novizen unverrichteter Sache heimgezogen." (II, 28, § 11.)

Als Muster und Vorbild eines damaligen Ritters, wir möchten sagen, als hervorragende Blüte unter den Blüten des brabantischen Ritterstandes, ist uns von Cäsarius der sogenannte Marienritter, Walther von Birbach, der spätere Mönch zu Himerode, eingehend und lebendig geschildert worden. Bei Thomas finden wir keine ähnliche hochromantische Gestalt. Er ist überhaupt dem eigentlichen ritterlichen Leben und Treiben nicht hold und äußert seine Abneigung dagegen in mehreren Erzählungen, welche sich auf das Strafwürdige der Ritterspiele beziehen.

So giebt er (II, 49. § 4) eine ziemlich eingehende Schilderung des so traurig ausgegangenen Turniers von Neuß, worauf wir jedoch nicht weiter eingehen wollen, da es in mehreren neueren Werken (Raumer, Schreckenstein und anderen) ausführlich besprochen worden ist. Weniger bekannt dagegen dürfte folgende Geschichte sein (II, 49 § 5): Ein mächtiger deutscher Ritter war der eifrige Besucher aller Kampfspiele; zugleich aber war er auch ein höchst ausschweifender Mensch. Nach jedem Turnier pflegte er ein Bad zu nehmen, dann aber, obwohl er verheiratet war, sich ein öffentliches Mädchen kommen zu lassen. Als er gestorben, hatte seine Frau folgendes Gesicht: Zur Strafe für seine Beteiligung an den Kampfspielen wird der Ritter von Teufeln mit der Turnierrüstung bewaffnet; die einzelnen Stücke dieser Rüstung sind jedoch mit tief eindringenden Stacheln versehen; wegen seiner geschlechtlichen Vergehen aber muß er auf einem glühenden Bette liegen und hat als Gefährtin eine gewaltige Kröte. Dieses Traumgesicht hat die Frau unter Thränen Albertus dem Großen mitgeteilt, und von diesem hat es Thomas erfahren.

Ein zweiter verwandter Vorfall knüpft sich an den angeblichen Geburtsort unseres Thomas, an St. Pieters-Leeuw, und wurde ihm durch die im ersten Abschnitt erwähnte hundertunddreißig Jahre alte Muhme mitgeteilt. Einmal geschah es, daß einer von den Rittern von St. Pieters-Leeuw bei einem Turnier einen Lanzenstich ins Herz erhielt und auf der Stelle tot hinsank. Man trug ihn mit großer Betrübnis vom Kampfplatz und nach Hause, wo die Leiche in einen Sarg gelegt wurde,

um am folgenden Morgen ins Grab gesenkt zu werden. Als nun aber die Verwandten und Freunde des Getöteten bei der Leiche wachten, wie dies üblich war, hörten sie um Mitternacht plötzlich ein lautes Getöse in dem Sarg. Zufällig wurde eine Stunde nachher ein Knecht des Hauses in das nächste Dorf geschickt, um daselbst eine Botschaft auszurichten. Diesem kam auf dem Wege sein verstorbener Herr auf einem schwarzen Rosse entgegengeritten und rief ihm zu: „Spring auf und setze dich hinter mich! Ich will dich dahin bringen, wohin du gehen sollst.“ Der Knecht, obwohl zum höchsten erschrocken, sprang dennoch auf das Roß und schlang die Arme um den Leib seines Herrn, um nicht herunterzufallen. Zufällig berührte er die Wunde, welche dem Ritter den Tod gebracht hatte, und zugleich sprach dieser: „Stecke deine Hand nur tiefer in die Wunde und ziehe das Speereisen heraus, wodurch ich getötet worden bin.“ Der arme Knecht zitterte und bebte, doch that er, wie ihm befohlen worden war. Nachdem er die Lanzenspitze aus dem Herzen genommen hatte, befahl der Ritter weiter: „Jetzt steige ab und sage allen, denen du willst, doch zuerst meinem Mörder, daß sie zu dieser Stelle kommen, um Zeugen zu sein des schrecklichen Urteils, welches über mich ergangen ist; damit man dir aber Glauben schenke, zeige das Speereisen, welches du aus meiner Wunde gezogen hast.“ Der Knecht that nach des Ritters Befehl; als sich aber die Waffengefährten zu der Stelle begaben, welche der Tote angewiesen hatte, fanden sie eine große Menge von Wölfen und Raben, welche die Leiche, die jeder im Sarge glaubte, zerrissen und verzehrten.

Im Bienenbuch II, 49, § 3 richtet Thomas folgende Apostrophe an die ruhmsüchtigen Turnierritter seiner Zeit: „Wenn der Lärm des Ritterspiels vorüber ist, wird der Name des eiteln Turnierhelden nicht mehr genannt. Wilhelm von Bar wurde in unseren Tagen als der erste und beste Ritter seiner Zeit gepriesen; so lange er lebte, klang sein Name weit umher; seit er gestorben ist, wird der Name nicht mehr genannt. Das Roß Bayard lebte zu den Zeiten Karls des Großen und ist seit mehr als fünfhundert Jahren tot, aber noch heute ist sein Ruf nicht erloschen. Du aber, Ritter, du Knappe, hat deine Tapferkeit dir gleichen Ruhm bei der Nachwelt erworben?“

Jedenfalls übertrieben ist es, wenn Thomas a. a. O. sagt: „Zu den Teufelsdienern gehören auch die Ritter und die Knechte, welche so eifrig den Kampfspielen ergeben sind. Dem gläubigen Volk wie der niederen Menge gereichen sie zum Verderben, indem, um die Kosten für ihre verderbliche und übermäßige Verschwendung aufzubringen, kaum ein Land genügt. Reiche Bauern werden dadurch arm, die Bürger der Städte zu Grunde gerichtet, und es bleibt ihnen kaum mehr ein Stückchen Brot übrig.“

Im Absatz des Bienenbuchs: „Der Vorgesetzte soll gütig und milde sein," lautet der Schluß: „Hieraus sollen also die Prälaten lernen, daß sie sich nur im äußersten Notfall des Stachels größerer Strenge bedienen dürfen. Nur mit ihrer Majestät bewaffnet, sollen sie bei ihren guten Untergebenen Furcht, aber auch Liebe erwecken." Gleich Cäsarius spricht Thomas fortwährend der Barmherzigkeit und Güte, der Menschlichkeit und Milde, dem Vergeben und Verzeihen das Wort; dagegen tritt er entschieden auf gegen Härte, Grausamkeit, Rachsucht, übertriebene Strenge und Unversöhnlichkeit. Wie unmenschliche Grausamkeit durch das göttliche Gericht bestraft wird, zeige uns folgende Geschichte, welche unser Autor dem schon früher erwähnten Bischof Bonifatius von Lausanne verdankt.

„Ein Adeliger aus dem Sprengel von Lausanne war einmal in den Alpen auf der Jagd; als es aber stark gegen Abend ging, hatte er seine Begleitung mit den Hunden verloren und fand sich im Walde allein. Es graute ihn in solcher Einsamkeit und er lauschte lange, ob er nichts höre. Da vernahm er endlich das Bellen von zwei Hunden und versuchte, auf Händen und Füßen kriechend, den Ort zu erreichen, von wo der Laut herkam. Mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, und da fand er einen weiten, anmutigen und grasreichen Platz mitten im Gebirge, und es lag dort ein großer, schöner Mann, das Gesicht gegen die Erde gewendet; neben demselben aber erblickte er mit Grausen zwei eiserne Keulen. Der Mann war ganz mit blutenden Wunden bedeckt, und um ihn herum rannten heulend die beiden Hunde, die aber sofort verstummten, als sie ihren Herrn, den Ritter, vor sich sahen. Dieser gewann seinen Mut wieder und sprach zu dem Manne: »Bist du von Gott, so sprich zu mir und sage, wer du bist und woher du kommst?« — »Ich bin von Gott,« erwiderte der Angeredete; »und es geschieht auf göttlichen Befehl, daß ich mich dir in solcher jammervollen Gestalt zeige, als ein warnendes Beispiel, wie ein Sünder büßen muß. Ich bin tot, obwohl ich dir körperlich erscheine. Ich war im Leben ein Ritter und zwar einer der unmenschlichsten jener Zeit, da König Richard von England mit König Philipp in Kämpfen lag. Während des Zuges, den die Brabanter nach Poitou und in die Gascogne gemacht haben, wütete ich in Mordthaten und Ausschweifungen jeder Art; ich schonte keinen Stand, kein Geschlecht. Inzwischen fiel ich in ein heftiges Fieber, allein auch da empfand ich keine Reue; ich beichtete nicht, noch empfing ich das heilige Abendmahl. Als die Stunde meines Todes kam, verstummte ich, aber siehe, gegen alles Hoffen und Erwarten kam mir die göttliche Barmherzigkeit zu Hülfe. Ich empfand plötzlich die tiefste Reue und Zerknirschung; ich weinte die bittersten Thränen, und in diesen

Thränen bin ich mit Gottes Gnade gestorben. Gleich nach meinem Tode wurde ich zwei Teufeln übergeben, die mich bis zum jüngsten Tage peinigen werden. Heute haben sie meine arme Seele in diese Gebirgswildnis getrieben und mit ihren eisernen Keulen in den Abgründen und Rissen derselben umhergeschleudert. Ich kann dir jedoch versichern, daß mir diese Qual durch den Gedanken, daß sie einmal ein Ende nimmt, bedeutend erleichtert wird.« Kaum hatte der Geist dies gesprochen, so verschwand er mit den Keulen gleich einem Rauch. Der Ritter, welcher alles dies gehört und gesehen hatte, änderte sein bisheriges Wesen, beraubte keine armen Leute mehr und führte überhaupt ein besseres Leben; mit ihm thaten dies verschiedene andere." (II, 51, § 4.)

Von einem deutschen Ritter, der ein Räuber von der schlimmsten Art gewesen, aber reumütig wurde und sich als Eremit in eine Einöde zurückzog, haben wir früher schon gehört; ein vornehmer deutscher Graf, ein Mann gleichen Schlages, wurde von Reue ergriffen und erstattete das geraubte Gut zurück (II, 51, § 2); ebenso machte es ein unserem Thomas persönlich bekannter junger Edelmann aus Brabant, welcher auf dem Sterbebette besonders darüber Reue empfand, daß er in seiner übertriebenen Jagdlust die Saaten der Landleute vernichtet hatte, und er gab ihnen testamentarisch Schadenersatz dafür (II, 29, § 8). Die Jagdlust eines deutschen Ritters, der an Sonntagen die Messe versäumte, um dem Waidwerk obzuliegen, wird dadurch bestraft, daß seine Frau einen Sohn mit einem Jagdhundskopf zur Welt bringt (II, 49, § 17).

Daß die ritterlichen Herren es mit der ehelichen Treue nicht immer genau nahmen, ist eine bekannte Sache, und es dürfte überflüssig sein, dafür besondere Beispiele vorzuführen. Wir beschränken uns deshalb auf folgende Erzählung unseres Autors (II, 30, § 46): „Welch eine große und abscheuliche Sünde die Wollust ist, vorzüglich aber der Ehebruch, das hat der Allmächtige an einem deutschen Ritter gezeigt. Während des Schweigens einer Nacht schlich er vom Bette seiner Gattin, sündigte mit einer anderen und kehrte bei Mondlicht nach Hause zurück. Als ihn aber seine Gattin vom Fenster aus kommen sah, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus; Mägde und Knechte stürzten herbei und schrieen gleichfalls, als ob sie den leibhaftigen Teufel gesehen hätten. Nun bemerkte auch der Ritter selbst, daß sein Gesicht vollständig entstellt sei und durch ein göttliches Strafgericht ein der Schwere seiner Schuld entsprechendes Zeichen der Schande an sich trage. Er wartete den Morgen ab und eilte dann zur Kirche, indem er hoffte, durch ein reumütiges Bekenntnis sein früheres Antlitz wiederzuerlangen. Eben wurde das Vieh des Ortes zur Weide getrieben; als ihn aber die Tiere von ferne

her erblickten, erhoben sie ein lautes Gebrüll und entflohen nach allen Seiten hin, als ob ein Blitz in die Herde eingeschlagen hätte; ebenso machten es ihre Hirten; der Priester aber, welcher an der Thüre der Kirche saß und die Horen betete, bekreuzigte sich beim Anblick des Mannes und eilte in das Gotteshaus, indem er den Eingang in dasselbe rasch zuschloß. Da warf sich der Ritter zu Boden und schrie: »Erbarmet Euch meiner, o erbarmet Euch meiner! Ich bin der elendeste Sünder, aber nicht derjenige, welcher ich scheine; meine Vergehungen sind schuld daran, daß mein Gesicht in diese Larve verwandelt worden ist. Legt mir jede Buße auf, welche Ihr wollt, und ich werde in Geduld abwarten, was der Herr über mich verfügt.« Zerknirscht und unter vielen Thränen legte der Ritter sein Bekenntnis ab — alsobald aber war es, als ob die Larve heruntergerissen würde und das frühere Gesicht des Reuigen kam wieder zum Vorschein."

Wo auf einem Schlosse eine schöne Hausfrau war, sammelten sich, wie Thomas in einer seiner Geschichten (II, 30, § 29) bemerkt, die Edlen und Mächtigen der Umgegend. Die Furcht, ihnen Anlaß zur Versündigung durch lüsterne Begierden zu geben, bestimmte die sehr schöne, aber auch höchst tugendhafte Gattin eines schwäbischen Ritters, Gott flehentlich zu bitten, er möge ihr das gefährliche Geschenk der Schönheit abnehmen. Dies geschieht, und sie wird durch die Lepra aufs entsetzlichste entstellt. Zum Glück hat sie in einem Predigermönch einen ruhigen und verständigen Beichtvater. Er macht ihr heftige Vorwürfe wegen jenes unbesonnenen Gebetes und fordert sie auf, sich noch einmal an Gott zu wenden und gleich flehentlich um ihre Genesung zu bitten. Auch dies Gebet wird erfüllt.

Hübsch ist der bei Thomas (II, 50, § 8) aufbewahrte Zug, daß eine schöne Adelige ihrem Eheherrn, wie dieser sich unserem Autor gegenüber geäußert hat, im einfachen Hauskleidchen besser gefällt, als in ihrem Putz.

Daß übrigens in vielen adeligen Kreisen die Tugend der Keuschheit hoch gehalten wurde, beweisen die zahlreichen edlen Jünglinge und Jungfrauen, welche die glänzendsten Heiraten ausschlugen, in die strengsten Orden eintraten, in denselben ausharrten und oft deren Zierden wurden. Namen zu nennen ist überflüssig. Die jungen Adeligen hatten übrigens von seiten ihrer Familien oft den heftigsten Widerstand gegen ihren Eintritt in die Klöster zu überwinden. Wir hörten in einem früheren Abschnitt, zu welchen Gewaltthätigkeiten sich die Brüder des hl. Thomas von Aquino hinreißen ließen, um ihn von seinem Vorhaben, Klosterbruder zu werden, abzubringen und ihn der lockenden Welt zu erhalten. Eine Reihe von Beispielen hierfür lesen wir bei Cäsarius.

Die Brüder des späteren Abts Heinrich von Heisterbach entführten denselben und gaben ihren Widerstand erst auf, als er ihnen entflohen war und rasch den Habit genommen hatte; der Schultheiß Arnold von Gimrich zu Aachen wagte es sogar, die Klosterpforte zu sprengen, um seine Tochter Helswindis, die spätere Aebtissin von Burtscheid, nach Hause zurückzuholen[1]); andere Töchter suchte man durch reiche Geschenke oder die Aussicht auf eine glänzende Heirat abwendig zu machen. Bei unserem Autor lasen wir soeben von dem jungen Grafen Albert, der gegen den Willen seiner Eltern zu Paris in den Predigerorden eintrat. Eine interessante Geschichte dieser Art erzählt uns Thomas (II, 29, § 39) von der Gräfin Jolanthe oder Jolande, einer Tochter des Grafen Heinrich und der Gräfin Margarita von Vianden (im Luxemburgischen), der späteren Priorin von Marienthal: „Wir sahen viele Töchter von Grafen und Baronen eine Ehe von sich weisen, dafür aber in Klöstern und anderen geistlichen Genossenschaften ein jungfräuliches Leben erwählen. Unter ihnen habe ich Jolanda, die Tochter des Grafen von Vienne (Vianden) gekannt, welche, nachdem sie die Predigt unseres Ordensbruders Walther gehört, mit wahrhaft erstaunlicher Ausdauer zu Wege gebracht hat, daß sie in einem Kloster der Schwestern des Predigerordens, Marienthal im Sprengel von Trier, ihrem Bräutigam Jesu Christo leben durfte. Sie war eine Nichte des römischen und eine Base des griechischen Kaisers, auch Schwester des Königs von Achaia; und so wünschten denn ihre Angehörigen und Freunde, sie möglichst glänzend zu vermählen. Sie ging jedoch nicht darauf ein, sondern bat ihre Mutter dringend, sie möge mit ihr einmal das eben genannte Kloster besuchen. Dies geschah, und als die Mutter während dieses Besuches einmal mit ihren Rittern und ihrem Gefolge beschäftigt war, legte die Tochter, wie sie bereits vorher veranstaltet hatte, im Kapitel vor sämtlichen Schwestern das Gelübde ab, nahm das Kleid und stimmte selbst das Responsorium Regnum mundi an. Die Mutter vernahm diesen freudigen Gesang und schickte jemand hin, um anzufragen, was sich im Konvent so Angenehmes zugetragen habe. Es kam die Antwort zurück, Jolanda habe das Ordenskleid genommen. Die Mutter ist wie vom Blitz getroffen; dann eilt sie wütend und ohne Rücksicht auf die Immunität des Ortes hin und nimmt die Tochter gewaltsam mit sich fort. Im Schloß zu Vianden wird dieselbe im strengsten Gewahrsam gehalten; ihre Ausdauer sollte jedoch den Sieg davontragen. Sie konnte durch nichts dazu gebracht werden, andere als durch die Regel vorgeschriebene Speisen zu sich zu nehmen; auch alle sonstigen, auf Leibliches

---

[1]) Dial. mir. I, 13, 43.

und Geistliches bezügliche Vorschriften des Ordens suchte sie, wo es möglich war, genau zu befolgen; nur gezwungener Weise jedoch trug sie bunte Kleider, da man ihr das Ordenskleid gewaltsam genommen hatte; ihre Schamhaftigkeit litt es nicht, daß sie halb nackt gegangen wäre. Bischöfe, Aebte, Prälaten, Mönche und Nonnen aus verschiedenen Orden bemühten sich, sie umzustimmen. So vergingen drei Jahre, aber es gelang nicht, Jolanda zur Rückkehr in die Welt oder wenigstens zu einer minder strengen Lebensweise zu bewegen. Schließlich verzweifelte man und ließ sie nach Marienthal zurückkehren." Die Inschrift auf ihrem Grabdenkmal zu Marienthal lautete folgendermaßen in Uebersetzung: Hier liegt Yolandis, Priorin dieses Ortes, die Tochter des erlauchten Grafen Heinrich und der Gräfin Margarita von Vianden, einer Schwester des Kaisers Balduin von Konstantinopel. Das Kloster blühte unter ihr in großer Heiligkeit. Sie starb am 17. Dezember 1283, im 50. Jahre ihres Lebens, im 25. ihres Priorates[1]).

Unter den großen französischen Adelsgeschlechtern scheint unser Autor den Grafen von Champagne näher gestanden zu haben; er weiß mancherlei aus dem Leben und Treiben derselben zu erzählen, was aber zum Teil, besonders wenn es ältere Mitglieder des Hauses betrifft, bereits stark legendarischen Charakter angenommen hat. Einen noch nicht legendarisch oder sagenhaft ausgeschmückten Vorfall berichtet er (I, c. 8) folgendermaßen: „Noch zu unseren Zeiten lebte eine hochedle Dame, die Gräfin Maria von Champagne. Sie war die Gemahlin des edlen Grafen Heinrich (des Freigebigen) und eine Tochter des Königs Ludwig (VII.) von Frankreich, also Schwester des französischen Königs Philipp. Selbst nachdem ihr Gatte gestorben war, zeigte sie sich stets nur im höchsten Pomp. Auf ihrem Sterbebette ließ sie den heiligen und beredten Abt von Persania zu sich berufen. Er kam, wurde aber nicht sofort eingelassen, sondern mußte vor der Thüre des Sterbezimmers warten. Kaum aber war die Gräfin verschieden, so nahmen ihre Ritter und Diener alles weg, Möbel, goldene und silberne Gefäße, kostbare Kleidungsstücke, purpurne Kopfkissen und endlich selbst das Linnenzeug des Bettes. Ein Bursche ging sogar so weit, daß er die Leiche aus dem Bette warf und dieses fortschleppte. Tief entrüstet stand der Abt immer noch draußen. Da erschien ein Edelmann, welchen gleichfalls die Scene empört hatte, und ließ den Abt hinein. Da sah er die Leiche der vornehmsten Frau fast nackt auf dem Boden liegen; jemand aus dem Hauspersonal wollte

---

[1]) Stadler, Heiligen-Lexikon III, 428. Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande von Vianden, herausgegeben von J. Meyer, 7. Heft von K. Weinholds Germanistische Abhandlungen.

sie mit Stroh zudecken; der Abt wehrte ihm jedoch und rief mit lauter Stimme: »Kommt alle herbei und sehet jetzt den Glanz und die Herrlichkeit der hohen Frau; seht ihren zarten Leib, in welcher Schmach er daliegt; sehet, wie Ehre und Ruhm zu Grunde geht!«"

Diese wüste und widerwärtige Scene steht nicht vereinzelt da. Als Wilhelm der Eroberer im September 1087 starb, entflohen sofort die Leibärzte und alle Vornehmen. Nach Ordericus Vitalis raubte sodann das Gesinde alle Waffen, Gefäße, Kleider und Leinenzeug, ließ den Leichnam des Königs nackt auf dem Hausflur liegen und machte sich aus dem Staub [1]. Aehnlich soll es 1216 beim Tode des Königs Johann von England zugegangen haben [2]. Selbst beim Tode des großen Innocenz trug sich Aehnliches zu. Die Leiche wurde von allen verlassen und durch Diebe ihrer kostbaren Kleider beraubt. Jakob von Vitry [3] schreibt hierüber in einem seiner freundschaftlichen Briefe: „Ich ging in die Kirche (des hl. Laurentius zu Perugia) und habe mich durch den Augenschein überzeugt, wie kurz und eitel der trügerische Ruhm dieser Welt ist!"

Eine Bekannte unseres Thomas aus dem gräflichen Hause Champagne war Aleidis, Gräfin von Chartres und Blois, eine Tochter Thibauts des Gütigen und Enkelin Thibauts des Großen, welche 1221 als Aebtissin von Fontevrault gestorben ist. Ihr verdankt Thomas folgende Familienlegende (II, 25, § 14): „Daß man Nackte bekleiden soll, darüber hat mir Frau Aleidis, Gräfin von Chartres und Blois, einen Vorfall aus dem Leben ihres Großvaters, des Grafen Theobald von Chartres und Blois, mitgeteilt. Dieser edelste und mächtigste unter den französischen Baronen zeichnete sich vor allem durch seine Wohlthätigkeit aus. Als derselbe sich einmal mitten im Winter, und es war ein besonders strenger Winter, auf offener Straße befand, begegnete er einem nackten Armen. »Was begehrst du?« frug der Graf, als der Arme ihn anrief. »Gieb mir deinen Mantel,« erwiderte dieser, und der Graf gab ihn. »Wünschest du noch mehr?« »Gieb mir auch dein Oberkleid«; und als der Graf auch dieses hergegeben, forderte der Bettler den Rock; selbst diesen gewährte der Graf, der nichts weiter mehr am Leibe hatte, als sein Hemd. »Du siehst,« fuhr der Arme fort, »daß ich kahlköpfig bin — gieb mir auch deinen Hut.« Da schämte sich der Graf, weil er selbst kahlköpfig war, und sagte: »Lieber, höre jetzt mit deinen Bitten auf, denn meinen Hut kann ich nicht entbehren.« Plötzlich war der Arme verschwunden, die Kleider aber lagen auf der Straße. Unter lautem Jammern sprang der Graf vom Pferde und hat seitdem keinem Armen mehr eine Bitte abgeschlagen."

[1] Schultz, Höfisches Leben II, 402. — [2] Hurter, Innocenz III. 2. Aufl. II, 679.
[3] Matzner, de Jacobi Vitr. vita 44.

Von demselben Grafen erzählt unser Thomas weiter (II, 25, § 15): „Ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Chartres und Blois wohnte ein sehr entstellter und schauderhaft anzusehender Aussätziger, auf den aber seiner Frömmigkeit wegen Graf Theobald große Stücke hielt und den er jedesmal, wenn er des Weges kam, besuchte. Nun geschah es, daß der Graf über ein Jahr lang abwesend war und der Aussätzige während dieser Zeit starb. Als der Graf auf der Heimreise an der Hütte desselben vorbeikam, ging er, wie er gewohnt war, hinein, fand darin den Aussätzigen, jedoch geheilt, mit glänzender Haut und gesunden Gliedern. Der Graf erstaunte und zweifelte, ob er jenen Kranken vor sich habe; der Genesene aber sprach: »Freilich siehst du deinen alten Freund; mit Gottes Hülfe bin ich gänzlich hergestellt und die Krone der Gerechtigkeit ist mir aufbewahrt. Dir aber wird der gerechte Richter alles Gute, was du mir und anderen erwiesen hast, reichlich lohnen.« Hocherfreut und unter Thränen küßte der Graf, wie er es bei solchen Kranken zu üben pflegte, die Hand des Armen und verabschiedete sich. Als er aus der Hütte getreten war, fing einer seiner Ritter an zu lachen und sprach: „Ihr habt einen Fehlgang gethan zu Euerem Freunde, dem Aussätzigen; der ist ja schon längst gestorben.« Diese Kunde war dem Grafen neu; er verheimlichte jedoch, was er gesehen hatte, und erwiderte kurz: »Der allmächtige und gütige Gott erbarme sich seiner Seele.«"

Denselben Vorfall berichtet Cäsarius (Dial. VIII, 31) unter Berufung auf die Vita des hl. Bernhard.

Auf denselben Theobald dürfte sich auch folgende Geschichte (I, 12, § 2) beziehen: „Von einem edlen Grafen der Champagne wird folgendes erzählt. Als er sich auf eine sehr lange und weite Reise begeben wollte, bat er einen von ihm unterstützten kranken Armen, der sehr fromm war, er möge täglich den Herrn bitten, daß er den Reisenden auf dem Hin- und Herwege gesund erhalte und vor Gefahren beschütze. Der Kranke erwiderte: »Ohne sorgsame Pflege kann ich nicht beten, da ich leicht schwach im Kopf werde und von Kräften komme.« Sofort befahl der Graf seinen beiden Verwaltern, die er zurückließ: »Sorgt mir dafür, daß dieser Kranke täglich seine Kost erhält und er überhaupt gut verpflegt wird.« Die Verwalter versprachen dies, und der Graf reiste ab. Die ersten vierzehn Tage gedachte man des Kranken und sorgte gut für ihn, dann aber weniger und immer weniger, bis er zuletzt ganz vergessen wurde. So vernachlässigt, hörte der Kranke zu beten auf; der Graf aber erlitt auf der Reise allerlei Ungemach und kehrte erst nach längerer Weile zurück. Er frug nach dem Kranken, und als er vernahm, derselbe lebe noch, suchte er ihn auf. »Ich hielt dich für tot,« sprach er zum Kranken; »nur vierzehn Tage und nicht viel länger bin ich von

Ungemach und Widerwärtigkeiten frei gewesen.« Da brach der Kranke in Thränen aus und klagte: »Als deine Wohlthaten aufhörten, hörte auch der göttliche Beistand auf.« »Seit wann,« frug der Graf, »ist das geschehen?« »Bei deiner Abreise,« antwortete der Kranke, »hast du deinen Verwaltern Befehl erteilt, sie sollten mich gut halten und für mich sorgen: sie thaten dies aber nur vierzehn Tage lang; ich aber kam gänzlich von Kräften, ja dem Tode nahe, und konnte nicht mehr für dich beten.«"

Außer der Gräfin Maria und dem Grafen Theobald begegnet uns bei Thomas auch Gräfin Blanca von Navarra, die Gemahlin und Witwe des zweiten Sohnes von Heinrich dem Freigebigen, des 1201 verstorbenen Grafen Thibaut von Champagne. Sie war die Gründerin des Klosters Argenteuil, dessen gelehrte Aebtissin wir bereits kennen gelernt haben. „Diese Dame," so erzählt Thomas (II, 46, § 6), „sah einmal über dem Nacken der Gräfin das Schwert eines Engels. Da bat sie den Herrn, er möge die Gräfin verschonen und ihr Zeit lassen, sich zu bessern. Der Herr erwiderte: »Das Urteil ist gefällt; entweder die Gräfin stirbt oder du, falls du den Hieb des Schwertes auf dich nehmen willst.« »Glückseliger Tod,« rief die Aebtissin aus, »durch welchen die Gräfin der Verdammung entgeht. Ich wünsche aufgelöst zu werden, um bei Christo zu sein.« Bald, nachdem sie dies gesprochen, sank sie hin und ging ins bessere Leben über."

Nur hin und wieder gewährt uns Thomas einen Blick in die Verhältnisse des kleinen Adels. So begegnet uns z. B. (II, 7, § 5) ein edler, aber armer Ritter in der Normandie, welcher seine schöne Tochter dem Sohne eines unadeligen, aber reichen Mannes anbietet; in einer anderen Erzählung (II, 30) sehen wir in die Küche eines Ritters und wohnen folgender Scene bei: „Wir haben in Frankreich eine Jungfrau gekannt, deren bewunderungswürdige Tugend wir nicht verschweigen dürfen. Waise von beiden Seiten, diente sie bei ihrem Bruder, einem Ritter, als Haushälterin; sie duldete jedoch von Männern keinerlei Art Scherz. Einst war sie mit der Zubereitung einer Solze beschäftigt, da kam einer der Kriegsleute ihres Bruders und wollte sie küssen; sie aber nahm den Mörserstampfer, dessen sie sich beim Kochen bediente, und versetzte dem Burschen damit einen derben Schlag auf den Kopf. »O du böses Mädchen!« versetzte der Getroffene. »Warum hast du mich geschlagen, als ich mit dir spielen wollte?« »Auch ich habe nur gespielt,« erwiderte sie ihm unwillig. Durch ihre Tugendhaftigkeit erlangte die edle Jungfrau einen solchen Ruf, daß ihr die Gräfin von Angoulème bei ihrer Tochter, der Königin von England, einen Hofdienst verschaffte. Dort schlug sie jeden Heiratsantrag ab und kehrte später, reich an Geschenken und Ehren, in

ihre Heimat zurück. Im Spital zu Provins wurde sie demütige Schwester und später Meisterin. Als solche haben wir sie gekannt, aufgerieben im Dienste Christi durch Mühseligkeiten und Alter."

Die Königin von England, bei welcher die Jungfrau gedient hat, war Isabella, die Gemahlin Johanns ohne Land, eine Tochter des Grafen Aymar von Angoulème und der Gräfin Alix von Courtenay.

Wir haben mehrere Erzählungen unseres Autors mitgeteilt, welche auf die deutschen Ritter ein ungünstiges Licht werfen und bei unseren Lesern den Gedanken wachrufen konnten, Thomas habe sie in einer gewissen Voreingenommenheit gegen den deutschen Adel niedergeschrieben. Dies wäre irrig, denn gerade eine der schönsten Legenden des Mittelalters, diejenige, in welcher die Tugend der Milde und Versöhnlichkeit verherrlicht wird, hat Thomas oder seine Quelle auf einen deutschen Ritter übertragen. Es ist freilich nur eine Wandersage, die in mannigfachen Variationen wiederkehrt — bei Cäsarius findet sie sich in Dial. VIII, 21 —; wo sich jedoch solche wandernde Sagen oder Legenden niederlassen, müssen Bedingungen vorhanden sein, welche sie im einzelnen Falle glaubwürdig machen. Diese Legende II, 18, § 3 lautet wie folgt:

„Ein deutscher Edelmann hatte seinen leiblichen Bruder verloren, welcher durch einen Mann von niedrigem Stande ermordet worden war. Der Mörder hatte sich durch Flucht ins Ausland der Strafe entzogen. Nun geschah es, daß der Edelmann, welcher mit großem Gefolge eine Reise unternommen hatte, dem Verbrecher auf offenem Felde begegnete: sofort zog er sein Schwert — der Mörder aber fiel ihm zu Füßen und flehte: »Gnädigster Herr, erbarmt Euch meiner um dessentwillen, der, Erbarmen fühlend mit Euch und allen, die Welt durch seinen Tod erlöst hat!« Durch diese Worte bis zu Thränen ergriffen, zog der Edelmann die Hand vom Schwert zurück; die Seinigen aber erklärten dies für Schwäche und Feigheit. Wieder griff der Edelmann zum Schwert; wiederum zog er die Hand von demselben zurück, als der noch immer auf den Knieen liegende Gegner zum andernmal jene Worte sprach. Die Begleiter des Edelmannes erneuerten ihren Spott — da flehte der Arme um jener Angst willen, die alles Fleisch am Tage des Gerichtes ausstehen müsse, und nun erwiderte ihm jener, der edel von Geburt, aber noch edleren Sinnes war: »Stehe auf, ich vergebe dir den Tod meines Bruders!« An demselben Tage besuchte der Edelmann eine Kirche, um die Messe zu hören. Dieser Messe wohnte auch ein sehr frommer Mann bei, und derselbe bemerkte, wie jedesmal, wenn der Edelmann sich vor einem Kruzifix verneigte, dieses auch gegen ihn das Haupt beugte. Nach Beendigung der Messe rief der Mann, der allein dies gesehen hatte, den Ritter beiseite und frug ihn, wer er sei? Der Edelmann erwiderte:

»Ich heiße Ritter Soundso.« »So saget mir und verhehlet mir nichts: wodurch glaubt Ihr besondere Ansprüche auf die göttliche Barmherzigkeit erlangt zu haben?« »Ich bin ein Sünder,« entgegnete der Edelmann auf diese seltsame Frage; »ich bin ein Sünder und lebe der Welt; ich wüßte nichts, woraufhin ich besondere Ansprüche auf Gottes Barmherzigkeit erheben könnte, wenn nicht etwa durch eine Handlung von heute früh.« Er erzählte dem Fremden den Vorfall, und nun berichtete ihm der Mann das oben erzählte Gesicht, indem er ihn zugleich ermahnte, fernerhin ein gottgefälligeres Leben zu führen."

Cäsarius berichtet den Vorfall aus seiner Zeit und seiner Gegend (temporibus nostris in provincia nostra); der edle Ritter machte eine Pilgerfahrt ins heilige Land, und es neigt sich vor ihm ein Kruzifix in der Kirche des hl. Grabes zu Jerusalem. Colvenerius bringt in seiner Anmerkung zu der oben mitgeteilten Geschichte des Thomas noch weitere Fassungen der Legende[1]).

VII. Rechts- und Kunstgeschichtliches. — Die Juden nach der Auffassung des Thomas.

Thomas bietet für Rechtsgeschichte nicht gerade Erhebliches, doch finden sich bei ihm zwei Fälle, in welchen das bekannte Bahrrecht, d. h. der Glaube, bei Annäherung des Schuldigen fange der Leichnam des Getöteten, wenn auch die Wunden schon getrocknet, von neuem zu bluten an, sich bewahrheitet haben soll. Der erste Fall hat sich angeblich bei der Leiche des durch gedungene Banditen ermordeten Abts Heinrich von Burgomedio zu Blois ereignet: „Als die Schuldigen zur Beisetzung in die Kirche traten, in welcher man die Leiche aufgebahrt hatte, da schrie die Stimme Abels von der Erde, und die Wunden, welche schon am Platz, wo der Mord geschehen, getrocknet waren, fingen wieder an, auf das heftigste zu bluten. Bei diesem Anblick stießen die Mönche und das Volk einen lauten Schrei aus und es flossen viele Thränen." (I, 16, § 2.)

Berühmter noch durch besondere Nebenumstände ist der Pforzheimer Fall, den wir mit den Worten unseres Autors (II, 29, § 22) seinem ganzen Inhalt nach mitteilen wollen: „Da eben von den Juden die Rede ist, so will ich ein merkwürdiges Wunder erzählen, das sich im

[1]) Hier folgt in K.'s Msc. der bereits früher (vergl. die Vorbemerkung) veröffentlichte Abschnitt „Die Mittelstände und das Landvolk".

gegenwärtigen Jahre des Heils 1271 (?) [1]) zugetragen hat. Es geschah nämlich, daß eine mit den Juden befreundete höchst boshafte alte Vettel an dieselben ein elternloses Mädchen von sieben Jahren verschacherte, um es zu töten. Sie stopften ihm den Mund zu, wickelten es in Leintücher und machten Schnitte in alle Gelenke; dann preßten sie diese heftig und fingen das Blut in Leinwand auf. Nachdem das Mädchen so zu Tode gepeinigt worden, warf man die Leiche in den Fluß bei der Stadt und häufte Steine darüber. Drei oder vier Tage nachher reckte aber das Mädchen eine Hand in die Höhe; dies bemerkten einige Fischer und brachten den Leichnam in die Stadt. Das Volk tobte und schrie: diese Unthat sei von den gottlosen Juden verübt worden. Es war aber der Markgraf von Baden in der Nähe; er kam, sobald er von dem Verbrechen Kunde erhalten hatte, nach Pforzheim und als er sich der Leiche näherte, richtete sich dieselbe auf und streckte ihm eine Hand entgegen, als flehte sie um Mitleid und Rache. Nach etwa einer halben Stunde lehnte sich die Leiche wieder zurück und lag tot da. Man schleppte die Juden zu diesem Schauspiel — da brachen plötzlich alle Wunden auf und strömten als Zeugnis für den begangenen Mord massenhaft Blut aus. Auf sichere Anzeichen hin wurde auch jene Alte eingezogen und überführt; ihre kleine Tochter hatte die Sache verraten, denn Kinder und Trunkene reden die Wahrheit. Die Juden und mit ihnen die alte Vettel wurden teils gerädert, teils an den Galgen geknüpft; zwei derselben haben einander umgebracht. Drei Tage, nachdem sich der Vorfall ereignet, haben ihn uns zwei Brüder aus dem Predigerorden, Rainer und Aegidius, sowie Leute aus dem Orte mitgeteilt."

Unter den Schiffern von Pforzheim soll sich von Kind zu Kind die Sage fortgepflanzt haben, daß der Markgraf damals ihren Vorfahren die Wachtfreiheit „so lange Sonne und Mond leuchten", sowie das Vorrecht verliehen habe, daß alle Jahre am Fastnachtsmarkt vierundzwanzig Schiffer mit Waffen und klingendem Spiel aufziehen und an diesem Tag Stadt und Markt allein bewachen sollten [2]).

Wir müssen dahin gestellt sein lassen, an welchen Kern von Wahrheit sich in jener Erzählung Legendarisches und Sagenhaftes angesetzt hat.

Bei den Friesen galt noch die Blutrache (II, 1, § 15). Thomas hat einen alten Predigermönch aus Friesland Namens Dodo gekannt, welcher sich besondere Verdienste dadurch erworben, daß er seinen rohen

[1]) In seinen Kollektaneen (Bahrrecht) merkt Kaufmann an: „Andere Lesart 1261. Beide Lesarten dürften irrig sein. Vgl. die Entstehungsgeschichte des Liber apum." Moritz Stern, die Blutbeschuldigung zu Fulda (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschl. II, 199), setzt den Vorgang 1266 um den 1. Juli.

[2]) Grimm, D. S. I, 457. Vgl. Gehrs, Pforzh. Chron. 18—24.

Landsleuten mildere Sitten beizubringen suchte: „Von urältester Zeit her galt nämlich bei ihnen der unmenschliche Brauch, daß, wenn jemand aus einer Verwandtschaft durch einen anderen getötet worden war, der Leichnam von den Seinigen nicht beerdigt, sondern auf einer Bahre oder in einem Sarg so lange aufbewahrt wurde, bis mehrere oder wenigstens einer aus der feindlichen Sippe umgebracht worden war. Erst nachdem dies geschehen, wurde die Leiche mit den gebührenden Feierlichkeiten beigesetzt. Diesen höchst grausamen und unerhörten Brauch hat jener Bruder Dodo unter seinem Volke abgeschafft, wie er dasselbe überhaupt fortwährend zu milderen Sitten aufforderte und ermahnte."

Ein Spanier hatte eine dem Trunke ergebene Frau, welche ihm oft sehr zur Last fiel. Sie starb, und man beschuldigte den Mann, sie ums Leben gebracht zu haben. Da erfolgte der Richterspruch: es sollte eine Grube gegraben werden, darin sollte nach vaterländischem Gesetz der Mann unten zu liegen kommen, die tote Frau aber auf ihn gelegt werden. Der Mann bittet einen Dominikaner Petrus um seine Fürbitte; da schlägt plötzlich die Frau die Augen auf und sagt: „Durch das Gebet des Bruders Petrus bin ich ins Leben zurückgerufen worden, um die Unschuld meines Mannes bezeugen zu können" [1]).

Noch dürftiger als für Rechtsgeschichte ist Thomas für Kunstgeschichte. Er unterscheidet sich hierin von Cäsarius, der ein gewisses Interesse für Kunstgegenstände an den Tag legte. Im Bienenbuch (II, 28, § 12) erwähnt unser Autor Glasgemälde in der Kapelle der Predigermönche zu Paris, Christus, Maria und Johannes darstellend. In der Abteikirche zu Foigny befand sich zwischen dem Chor der Mönche und jenem der Conversen ein Kruzifix (II, 29, § 28). In Trier war unser Autor zugegen, als man die Gräber der hl. Theodulf und Theodorich auffand, und giebt in der Erzählung hierüber eine kurze architektonische Notiz (II, 53, § 2). Von der Statue eines Wucherers in einer französischen Kathedrale ist schon früher die Rede gewesen. Visionen, welche auf Anschauung von Kunstwerken deuten, wie sich das in den Traumgesichten der Nonnen zu Walberberg [2]) oder in den Offenbarungen der Mechthildis von Hackeborn [3]) beobachten läßt, haben wir bei Thomas nicht gefunden.

* * *

[1]) Wie Grimm in den „Rechtsaltertümern" II, 694 bemerkt, wurde auch nach einigen französischen Gewohnheiten der Mörder unter dem Ermordeten begraben; über den gleichen Brauch in Spanien vergl. Wachsmuth, Sittengeschichte III, 2, S. 259.

[2]) Cäsarius, Dial. mirac. VII, c. 21, VIII, c. 3. 7. 45. Vgl. Annalen 47, S. 129; 53, S. 15.

[3]) Heuser, Offenbarungen der hl. Mechthildis 16.

In den bisherigen Abschnitten ist der Juden nur gelegentlich und nebenbei Erwähnung geschehen; wir erinnern an den Dominikaner Rainer zu Brügge, der sich mit ihnen in Disputationen einließ. Auch die Mitteilungen unseres Autors über die Verbrennung der talmudistischen Bücher in Paris — intellektueller Urheber soll Heinrich von Köln oder Marburg gewesen sein — sind schon früher zur Sprache gekommen.

Davon, daß die Juden Christen mordeten, ist Thomas fest überzeugt; II, 29, § 23 behauptet er: „Aus dem Vorfall in Pforzheim ergiebt sich deutlich, warum die Juden überall, wo sie geduldet werden, Christenblut vergießen. Man hat in sicherste Erfahrung gebracht, daß sie jedes Jahr und in jedem Lande Lose umherschicken, nach deren Ausfall eine bestimmte Gemeinde allen übrigen Gemeinden des Landes Christenblut liefern muß. Auch habe ich vernommen, daß nach Aussage eines in unseren Tagen zum Christentum übergetretenen sehr gelehrten Juden ein prophetisch begabter Mann ihres Stammes bei seinem Tode die Weissagung hinterlassen habe: »Wisset für ganz gewiß, daß ihr von dem häßlichen Uebel, unter welchem ihr leidet und das eine Strafe für euch ist, allein durch Christenblut geheilt werden könnt.«" Wie wir aus anderen Quellen wissen, sollen die Juden das Christenblut für ein Heilmittel gegen Blutflüsse und zu heftiger Blutung bei der Beschneidung gehalten haben; auch wäre Christenblut bei Bereitung von Liebestränken verwendet worden.

Der bekehrte jüdische Gelehrte, auf welchen sich Thomas beruft, giebt übrigens jenen letzten Worten des sterbenden Rabbi eine andere Deutung: „Diese Worte," so fährt unser Autor fort, „sind von den blinden und gottlosen Juden aufgegriffen worden, und man hat daraufhin eingeführt, daß in jedem Lande alljährlich Christenblut vergossen werde, um damit jenes Uebel zu heilen. Sie haben die Worte gänzlich mißverstanden, wenn sie dieselben auf das Blut jedes beliebigen Christen deuteten; es handelt sich ganz und allein um jenes Blut, welches täglich um unserer Sünden willen auf dem Altar vergossen wird, und jeder zum wahren Glauben an Christum Bekehrte, welcher dieses Blut würdig trinkt, wird alsbald vom Erbübel geheilt werden."

Den nach vielen Seiten hin höchst interessanten Fall des Judenmädchens Katharina von Löwen, eine cause célèbre jener Zeit, hat Cäsarius von Heisterbach eingehend erzählt; seine rein sachliche Darstellung beruht der Hauptsache nach wohl auf den Mitteilungen seines Abtes [1]; Thomas erweitert und vervollständigt diesen Bericht nach manchen Seiten

[1]) Dial. mirac. II, 25. Vgl. Annalen 53, S. 231 ff., wo auch (233 Anm.) die Version des Thomas mitgetheilt ist.

hin. Katharina hieß als Jüdin Rachel; sie stammte aus Köln, von wo ihre Eltern nach Löwen zogen. Schon als ganz kleines Mädchen hörte sie nichts lieber als den Namen Maria und gab armen Kindern öfters Almosen, bloß um in der Danksagung jenen süßen Namen zu hören. In Löwen kommt sie mit christlichen Kindern zuweilen in das Haus eines ausgezeichneten Priesters, des Magister Rainer, der eine Schule gehabt zu haben scheint. Er wird auf das begabte Judenmädchen aufmerksam und erteilt ihm Unterricht in der christlichen Religion, wobei ihn seine Haushälterin Martha unterstützt. Das Kind, damals noch nicht ganz sieben Jahre alt, lernt überraschend schnell und ist nach halbjährigem Unterricht vollständig mit den Lehren des Christentums bekannt. Rachels Eltern ahnen Schlimmes und beschließen, sie in die rheinische Heimat zurückzusenden. Daraufhin wird die Flucht nach dem Cistercienserinnenkloster Parcus (Parc aux Dames) verabredet; das Mädchen hätte jedoch die rechte Stunde verschlafen, wenn es nicht durch einen Ruf der hl. Jungfrau: „Steh' auf und mache dich auf den Weg!" rechtzeitig geweckt worden wäre. Die hl. Jungfrau soll auch ihrem Schützling den Namen Katharina beigelegt haben. Da Rachel noch nicht mündig, d. h. noch nicht volle zwölf Jahre alt war, klagen ihre Eltern in der uns durch Cäsarius bekannten Weise. Während der Verhandlung vor dem Bischof von Lüttich soll Rachel-Katharina ihre Sache so glänzend verteidigt haben, daß sämtliche Anwesende von tiefer Rührung und Bewunderung erfüllt worden seien. Die Eltern suchen ihr nun, da das gerichtliche Verfahren zu keinem Erfolge geführt hat, durch eine List beizukommen. Ein schöner Jüngling, jüdischen Stammes, welchen die Eltern erkauft hatten, kommt nach Parcus und läßt sich taufen. Er bittet um Erlaubnis, mit der frommen Katharina, die eine Verwandte von ihm sei, geistliche Gespräche führen zu dürfen, um durch sie in der Erkenntnis der christlichen Lehre gefördert zu werden. Die Jungfrau merkt jedoch den Fallstrick und läßt den jungen Mann gar nicht vor. Von jetzt an lassen die Juden sie in Ruhe. Thomas, welcher die interessante Cistercienserin persönlich gekannt hat, berichtet noch folgenden rührenden Zug von ihr: „Wenn junge Mädchen im Kloster von ihren Eltern oder Verwandten Besuch erhielten, pflegte Katharina sich vor einem Bilde der hl. Jungfrau niederzuwerfen und zu beten: »Unsere anderen Klosterschwestern finden Trost und Freude darin, daß Mutter und Angehörige sie besuchen; ich armes verlassenes Waisenkind flehe zu dir: Sei du meine Verwandte, sei du mir Trost und Schutz!«" (I, 29, § 14.) „Sonst," bemerkt Thomas, „habe man Schwester Katharina immer heiter gesehen."

Bewegt sich die Geschichte des kölnischen Judenmädchens im ganzen

und großen wenigstens auf dem Boden der Wirklichkeit, so führen uns die Schicksale eines anderen jungen Mädchens, das gleichfalls den Rheingegenden angehört haben könnte, wiederum in eine Welt romanhafter Abenteuer und außergewöhnlicher Wunder. Agnes, die schöne Tochter eines Ritters in Deutschland, kam sehr jung in das Kloster; nachdem dieses aber zerstört worden war, kehrte die Jungfrau ins elterliche Haus zurück. Hier wurde sie in schmählichster Weise zu Falle gebracht, und als sich die Folgen nicht mehr bergen lassen, entflieht sie in eine Einöde und wirft in ihrer Verzweiflung und auf Antrieb des Teufels die Frucht der Sünde in einen Teich. Der Teufel aber, welcher sich ihr in Gestalt eines Klosterbruders genähert hat, sucht, nachdem ihm der Kindsmord gelungen, die Unglückliche nun auch zum Selbstmord zu bewegen. Da wird Agnes plötzlich vom tiefsten Grauen ergriffen; sie betet inbrünstig zur hl. Mutter Gottes, und der Versucher entflieht. Nach längerem Umherirren gelangt sie endlich in eine Stadt und findet als Amme bei Juden ein Unterkommen. Hier führt sie nun mehrere Jahre lang ein wahres Leben der Reue und Buße; zugleich gelingt es ihr aber auch, sowohl durch ihr treffliches Benehmen als auch durch ihre Gespräche, die Hausfrau mehr und mehr für das Christentum zu gewinnen. Auf Anraten ihres Beichtvaters begiebt sich Agnes nach Rom, um vom Papst Lossprechung ihrer Schuld zu erlangen. In jene Stadt wieder zurückgekehrt, eilt sie sogleich zu ihrer ehemaligen Herrin; diese nimmt sie mit Freuden auf und weiset der Ermüdeten eine Ruhestätte an. Der Mann kommt am Abend nach Hause und als er sieht, daß die Amme wieder da ist, welche seine Frau verführt hat, gerät er in äußerste Wut. „Gewiß," ruft er aus, „ist die Schlange wieder in bösen Absichten hier; aber ich werde dem ein baldiges Ende machen." Er zieht sein Schwert und versetzt der Schlafenden drei tiefe Wunden mitten ins Herz. Die Jüdin ist außer sich vor Entsetzen, der Mann aber begiebt sich um Mitternacht in die Synagoge. Trotz ihres Schmerzes entschlummert die Jüdin; da sieht sie, wie die hl. Jungfrau und zwei junge Mädchen, jede eine Büchse tragend, in die Kammer treten und die Wunden der Getöteten salben. Am Morgen ist die Leiche verschwunden; der Mann glaubt, die Frau, und die Frau glaubt, der Mann habe sie heimlich verscharrt. Nach Ablauf einiger Wochen kommt eine Fremde und bringt Grüße von der so rätselhaft verschwundenen Agnes. Erstaunt sagt der Jude: „Wie kann das sein? Ich habe sie doch getötet"; die Jüdin aber erwidert: „Christus, ihr Herr, ist ein mächtiger Herr, und hat sie wieder ins Leben gerufen." Auf diese Worte hin ergreift der Jude seine Frau und schleppt sie in ein Gewahrsam, worin sie lange schmachten muß. Endlich gelingt es der Jüdin, mit ihren Kindern zu entfliehen; sie eilt in eine Kirche und empfängt

darin, weil man sie längst als eine brave und dem Christentum zugeneigte Frau kannte, alsbald die heilige Taufe; ihre drei Kinder wurden ein paar Tage nachher getauft. Sie blieb nun in der Diöcese Köln und lebte unter dem Namen Gertrud. Hier trifft sie mit der ehemaligen Amme ihres Hauses, mit Agnes, wieder zusammen, und es kommt natürlich die Rede auf die wunderbaren Vorfälle im Judenhaus. „Wie bist du nur wieder ins Leben zurückgerufen worden?“ frug sie Frau Gertrud. „Ich bin ja niemals tot gewesen,“ antwortet Agnes im höchsten Erstaunen. Aber drei Narben auf ihrer Brust bezeugen die Aussage Gertruds, daß ihr Mann den Mord begangen habe. Als Thomas diese Geschichte aufzeichnete, soll Agnes gestorben, aber Gertrud noch am Leben gewesen sein. Thomas fügt noch bei: man habe dem Erzbischof Konrad von Köln von allen diesen Ereignissen Mitteilung gemacht.

VIII. Mythe, Sage, Legende und Novelle.

Wirklichkeit und Wunder gehen bei Thomas, wie wir gesehen haben, häufig Hand in Hand, und so ist uns in den früheren Abschnitten schon manches begegnet, was ins Gebiet des Mythus, der Sage, der Legende und der Novelle einschlägt. In diesem Abschnitt stellen wir eine Reihe von Beispielen zusammen, in welchen das Wirkliche zurücktritt, das Wunderbare sich entschieden in den Vordergrund drängt und sich vom Geschichtlichen löst, mögen auch die Berichterstatter, welche diese Art von Erzählungen meistens dem Volksmunde entnehmen, sie an benannte Personen und Oertlichkeiten anknüpfen und so dem Außergewöhnlichen und Wunderbarsten einen geschichtlichen Hintergrund zu geben versuchen.

Wir beginnen mit einer der berühmtesten arisch-germanischen Mythen, mit der Mythe von der Entrückung[1]) durch einen Gott oder ein an die Stelle desselben getretenes halb göttliches Wesen, in der christlichen Umwandlung durch einen Engel oder Teufel. Zur Fahrt durch die Luft bedienen sie sich meist eines Mantels oder eines Rosses. So begegnet uns bei Cäsarius in der Geschichte Gerhards von Holenbach Wuotans Wunschmantel, jedoch im Besitz eines Teufels; anders bei Thomas, dessen Erzählung (II, 40, § 3) lautet:

„Wie heilig und verdienstlich es ist, täglich oder wenigstens so oft Gelegenheit vorhanden, die heilige Messe zu hören, läßt sich durch offenbare Beispiele erweisen. Ein gewisser Priester in Dacien, Namens

[1]) Vgl. K. in den Annalen 47, S. 36, wo auch die beiden folgenden Sagen mitgeteilt sind. Vgl. auch ebend. 204. 53, S. 57; 213.

Johannes (nach anderer Lesart Andreas) im Dorf Silavelos, wie ich von einem guten und frommen dacischen Predigerbruder in Paris gehört habe, besuchte mit anderen Ortsangehörigen das heilige Land. Am Vorabend vor Ostern kamen sie nach Jerusalem, wollten jedoch schon am folgenden Tage wieder abreisen. Der Priester widersetzte sich diesem Vorhaben und erklärte: »Ostern ist der hochheilige Tag, an welchem der Herr hier auferstanden ist. Hört zuvor eine heilige Messe und empfanget das heilige Abendmahl; dann laßt uns abreisen.« Sie weigerten sich jedoch und verließen am anderen Morgen die Stadt. Der Priester las eine heilige Messe, nahm ein Frühstück und machte sich dann auf den Weg, seine Reisegesellschaft einzuholen. Da begegnet ihm ein Reiter und fragt ihn: »Warum eilst du so, einsamer Pilgrim?« »Meine Gefährten haben mich verlassen,« antwortete der Priester, und erzählte den Vorgang. »Gut,« entgegnete der Reiter; »so steige hinter mir aufs Pferd, und wir wollen versuchen, sie einzuholen.« Der Priester dankt, steigt auf und verfällt nach einer Stunde in Schlaf. Gegen Abend erwacht er und schaut sich um, wo er sich wohl befinde? »Erkennst du jenen Ort?« fragt ihn sein Führer. Der Priester konnte vor Schrecken und Staunen kaum antworten, endlich sagte er: »Es scheint mir, die Kirche, welche wir vor uns sehen, ist meine Kirche und das Haus neben ihr ist mein Haus.« »Dem ist so,« erwiderte der Reiter. »Preise Christum, dessen Sakramente du geehrt und um derentwillen du die Wanderung in der fremden Wüste nicht gescheut hast.« Damit verschwand der Reiter; der Priester aber eilte in die Kirche, hielt die Vesper und erzählte dem erstaunten Volke, was sich Großes mit ihm begeben hatte. Die Wahrheit seiner Erzählung wurde bestätigt, als die anderen Ortsangehörigen nach längerer Zeit heim kamen."

Bei Cäsarius (Dial. X, 2) findet sich eine ähnliche Erzählung, angeknüpft an einen Winand von Elzelo bei Mastricht. Unser rheinischer Novellist, der an der Wahrheit der Erzählung nicht im mindesten zweifelt, knüpft daran die Bemerkung: „In unseren Tagen erneuern sich die Wunder des Altertums." Volkssage, Märchen, Legende beanspruchen gläubige Erzähler wie gläubige Zuhörer; schwindet der Glaube, so schwindet auch die Poesie. Viele unserer mittelalterlichen Erzähler sind kindliche, poetische Menschen gewesen, für die es außer und neben der nüchternen Wirklichkeit auch noch eine Welt übernatürlicher Erscheinungen und wunderbarer Dinge gegeben hat.

Eine zweite Entrückungssage bei Thomas (II, 40, § 4) lautet also:

„Etwa um das Jahr 1213, als fast überall das Kreuz gepredigt wurde, lebte in Brabant ein Mann von fast unschätzbarer Heiligkeit, der sich schon längere Zeit gesehnt hatte, das heilige Land, in welchem der

Herr gewandelt, als Pilger zu besuchen; er zögerte jedoch damit, weil er fürchtete, durch eine solche Reise von seinen göttlichen Betrachtungen abgehalten zu werden. Am Vorabend von Petri Kettenfeier lag er einst, nachdem er sein Gemach verschlossen, dem Gebete ob, und es war darüber die Nacht angebrochen. Sieh, da erscheint ihm ein in Licht strahlender Engel und spricht zu ihm: »Der Herr hat dein Sehnen nach dem heiligen Lande bemerkt und mich zu dir geschickt, damit dein Sehnen erfüllt werde.« Dann umfaßte er den Mann und hat ihm binnen des Zeitraums der einen Nacht nicht bloß alle sehenswürdigen Orte des heiligen Landes gezeigt, sondern ihn auch noch vor Tages-Anbruch wieder heimgebracht. Es war aber selbige Nacht heller, als sonst der Tag ist, so daß der Mann alle Städte, die Lage und Beschaffenheit von Frankreich, Burgund, der Lombardei, von Tuscien und Palästina denjenigen, welche dort bekannt waren, genau anzugeben wußte. Hernach aber geschah es, daß er auf Wunsch einiger frommen Männer mit ihnen das Kreuz nahm und Führer der Gesellschaft wurde. Dadurch aber, daß er ihnen stets den richtigen Weg zeigte, hat er hinlänglich bewiesen, daß jenes Ereignis nicht erdichtet war, sondern daß ihn ein wirklicher Bote Gottes geführt hatte. — Nachdem der fromme Mann von dieser zweiten Pilgerfahrt zurückgekehrt war, wurde er von seinen Landsleuten so hoch in Ehren gehalten, daß er — wohl um nicht in Gefahr zu geraten, hochmütig zu werden — den süßen Boden seiner Heimat verließ und in die Fremde zog, wo er bis zu seinem Tode ein heiliges Leben geführt hat."

Wie dem frommen Brabanter soll auch dem rheinischen Ritter Eberhard von Ambula, welchen nach Cäsarius (V, 37) ein Teufel nach Rom und ins Morgenland entrückt hatte, das auf der kurzen Fahrt Geschaute in lebendigster und deutlichster Erinnerung geblieben sein: „Was er in Rom und Jerusalem, in der Lombardei und in Deutschland sowohl an Städten als Personen gesehen, das hatte er besser gemerkt und behalten, als wenn er es mit leiblichen Augen gesehen hätte. Den Bau der Stadt Rom und ihrer Kirchen, die äußere Erscheinung des Papstes Innocenz und der Kardinäle, im heiligen Lande die Gestalt des Sephadin (Seif-Eddin) von Syrien und wie dessen Heer aussah, in gleicher Weise die Berge, Flüsse, Schlösser und Ortschaften, durch die er gekommen war, wußte er so genau zu schildern und zu benennen, daß alle, welche dasselbe mit leiblichen Augen geschaut hatten, in seinen Angaben keine Widersprüche finden konnten."

Eine sonderbare Entrückung ist die eines Schriftstellers, von der uns Thomas (II, 45, § 2) erzählt: „Wie ich gehört habe, lebte kurz vor unseren Zeiten ein Magister, der ein höchst gottseliges Leben führte. Er hatte ein theologisches Werk begonnen, wurde aber durch heftige Verfol-

gungen von seiten der Geistlichkeit an der Vollendung desselben gehindert. Da wurde er nach göttlichem Beschluß an einen einsamen Ort entrückt und vollendete dort sein Buch, während ihm der heilige Paulus öfter erschien und für seine Bedürfnisse Sorge trug."

Wenn die Seele in ferne Gegenden entrückt war, lag zu Hause oft ein Schein- oder Trugbild, Figmentum, welches den Gelehrten jener Zeit viel Kopfzerbrechens gemacht zu haben scheint. Thomas (II, c. 57, § 22) wagt kein Urteil über das Wesen dieses Scheinbildes zu fällen und frug darüber seinen Lehrer, den großen Albertus; dieser aber wollte keine Antwort auf die Frage geben, und Thomas überläßt es deshalb Gelehrteren, eine Entscheidung darüber zu treffen, wie der Geist entrückt wird und ein Scheinbild die Stelle des meist Totgeglaubten vertritt. Er beschränkt sich deshalb darauf, Thatsachen zu sammeln und der Diskussion zu unterwerfen. Zu diesen angeblichen Thatsachen gehört auch folgende II, 57, § 20):

„Gverthem [1]) ist eine schöne und bekannte Stadt in Brabant. Hier liebte ein junger Mann eine Jungfrau und warb um sie; er erhielt jedoch einen abschlägigen Bescheid. Da wurde die Jungfrau von einem heftigen Fieber ergriffen, und man hielt sie bereits für tot. Die Trauer wurde angeordnet, und man läutete schon die Glocken. Der junge Mann wollte um die Zeit der Dämmerung in einen benachbarten Ort gehen, und vernahm, als er durch ein Gehölz kam, den Jammerruf eines weiblichen Wesens. Besorgt eilte er zur Stelle, woher die Laute kamen, und fand daselbst die Jungfrau, welche man für tot hielt. Da sprach er zu ihr: »Die Deinigen beklagen dich als Tote; wie bist du an diesen Ort gekommen?« »Ein Mann,« erwiderte sie, »ist vor mir hergegangen und hat mich hingeführt.« Da der Jüngling niemand in der Nähe gewahrte, faßte er Mut, nahm die Jungfrau mit und verbarg sie in einem weit vor der Stadt gelegenen Hause; dann kehrt er in die Stadt zurück, bespricht sich mit seinen Freunden und geht ins Trauerhaus, wo eben der Vater des Mädchens und dessen Verwandte bei der Bahre versammelt sind. Der junge Mann wendet sich an den Vater: »Würdet Ihr die Tochter, welche Ihr als Tote betrauert, mir jetzt wohl zum Weibe geben?« Erstaunt bricht der Vater in die Worte aus: »Willst du eine Tote ins Leben rufen und ehelichen?« — »Sagt mir nur zu, daß Ihr sie mir geben wollt, wenn ich sie lebendig und wohlbehalten euch zurückbringe?« Mit diesen Worten hob der junge Mann das Bahrtuch auf, und man erblickte eine Gestalt, welche so nicht von Menschen gebildet

---

[1]) J. W. Wolf, Niederländische Sagen 394, vermutet Werchten zwischen Mecheln und Aloft.

sein konnte. Personen aber, welche solcherlei teuflische Bildungen gesehen haben, behaupten, sie wären faulem Holze ähnlich, nach außen aber mit einem dünnen Häutchen überzogen. Nun wurde die Jungfrau geholt und ihrem Vater zurückgegeben; nach wenigen Tagen wurde die Ehe vollzogen und die Frau hat noch bis auf unsere Tage gesund und wohlbehalten gelebt."

Nach einer zweiten Erzählung bei Thomas (II, 57, § 21), welche einen ähnlichen Fall behandelt, ist ein anderer junger Mann ziemlich energisch mit einem solchen Trugbild umgegangen: er hieb die vermeintliche Leiche seiner Schwester in Stücke und brachte dann die wirklich lebende Schwester, die er am Ufer des Meeres gefunden hatte, wohlbehalten nach Hause zurück.

Cäsarius in seiner Geschichte des Ritters von Ambula weiß nichts von einem solchen Scheinbilde; er sagt nur: „Seit der Stunde, da der Geist des Kranken durch den Teufel entrückt worden war, lag der Körper beinahe vollständig blutlos, so daß nur noch an der Brust ein bischen Wärme verspürt wurde; man schob deshalb die Beerdigung noch auf."

An die prächtigen, ober- oder unterirdischen Wohnungen der Götter und halb göttlichen Wesen, an Walhall, den Venusberg, das Schloß des Zwergenkönigs Laurin und Aehnliches dieser Art erinnert folgende Erzählung bei Thomas (II, 57, § 23):

„Als Meister Konrad im Jahre 1231 in Deutschland gegen die Ketzer predigte, wollte einer der Ketzer, wie ich vor Jahren durch Konrad, den Dominikaner-Provinzial von Deutschland, gehört habe, auf teuflische Eingebung einen Bruder dieses Ordens zur Ketzerei verleiten. Als dieser sich weigerte, sagte der Ketzer: »Du bestehst so hartnäckig auf deinem Glauben und hast doch in deinen Büchern nichts Sicheres, worauf du bauen kannst. Wolltest du aber meinen Worten Glauben schenken, so würde ich dich Christum, dessen Mutter und die Heiligen mit leiblichen Augen sehen lassen.« Der Bruder ahnte Teufelswerk, war aber doch neugierig zu sehen, was an der Sache wäre: »Wenn du zu Wege bringen könntest, was du da versprochen hast, würde ich dir Glauben schenken.« Hocherfreut, bestimmte der Ketzer einen Tag dazu; der Bruder aber nahm unter seinem Gewande verborgen eine Büchse mit, worin sich das Sakrament des heiligen Leibes Christi befand. Der Ketzer aber führte ihn nun in eine Berghöhle und in einen weiten Palast, der im wunderbaren Lichte schimmerte und flimmerte. Sobald sie aber in das Innerste des Palastes gekommen waren, erblickten sie Throne, die glänzten, als ob sie vom reinsten Golde wären. Dort saß ein König, vom lichtesten Glanze umflossen, neben ihm aber eine wunderschöne Königin mit freundlichem Blick, und zu beiden Seiten waren Sessel angebracht, auf denen

Greise saßen, die Patriarchen und Apostel zu sein schienen; umher standen zahllose Engel, die alle gleich Sternen glänzten, so daß man an nichts weniger als Teufel hätte denken können. Der Ketzer aber fiel auf den Boden nieder und betete an. Der Bruder stand unbeweglich da und staunte nicht wenig über ein solches Schauspiel. »Warum betest du nicht an?« sprach der Ketzer, »da du den Sohn Gottes vor dir siehst? Thue dies sofort, und aus seinem Munde wirst du die Geheimnisse unseres Glaubens vernehmen.« Da trat der Bruder näher, nahm die Büchse hervor und reichte sie der Königin mit den Worten: »Bist du die Mutter Gottes, so empfange hier deinen Sohn, und ich werde dich als die Gebärerin desselben erkennen.« Kaum hatte er dies gesprochen, so verschwand die ganze Erscheinung; der Glanz war hin und es herrschte so tiefe Finsternis, daß der Bruder mit seinem Führer kaum den Ausgang aus dem Berge finden konnte."

Eine ähnliche Erscheinung — mit dem Unterschied jedoch, daß sie nicht auf teuflischen Trug, sondern auf himmlische Einwirkung zurückgeführt wird — soll nach Thomas (II, 54, § 14) einem vornehmen Tartaren zu teil geworden sein: „Ein hoch angesehener heidnischer Tartar litt so heftig an Fieber, daß er in Raserei verfiel. Als einmal seine Umgebung in Schlaf gefallen war, entfloh er ohne jede Bekleidung und irrte drei Tage lang in der Wüste umher. In der dritten Nacht stellte sich aber eine Krisis ein, und der Mann kam wieder zur Vernunft. In der tiefen Finsternis, welche ihn umgab, wußte er nicht, wo er sich befand oder wohin er sich wenden sollte. Aber siehe da! nach einer kurzen Weile zerstreuten sich die Nebel, und auf einer Berghöhe erblickte er eine gewaltige Helle. Er kroch auf Händen und Füßen den Berg hinan und sah dort auf goldenem Throne einen König von bewunderungswürdigem Aussehen und zu seiner Rechten eine Königin, welche über die Maßen schön war; ferner saßen dort gleichfalls auf goldenen Sitzen Greise, Jünglinge und Diener, die wie rötliche Sterne funkelten. Bei diesem Anblick geriet der Heide in größtes Erstaunen. Und wieder nach einer Weile erschien einer jener Diener, gab dem Nackten ein Kleid und führte ihn dann zum König. »Du hast wohl niemals etwas gesehen, was diesem gleicht?« fragte der König: »Niemals, Herr,« entgegnete der Tartar. Da sprach der König weiter: »Ich bin der Gott der Christen, der König und Herr für alle Ewigkeit. Kehre jetzt zu deinem Volke zurück und bei den Ungarn, welche unter denselben wohnen, findest du zwei christliche Priester, welche dich in den Lehren des Christentums unterweisen.« Als der Heide diese Worte vernommen hatte, erklärte er seinen Wunsch, bleiben zu dürfen; aber der König erwiderte: »So wie jetzt darfst du nicht länger hier

verweilen; wenn du aber, wie ich dir befohlen habe, den christlichen Glauben annimmst, wirst du in diese herrliche Gesellschaft wieder aufgenommen werden.« Da erschien ein Reiter auf weißem Roß und brachte den Fürsten in das Heerlager der erstaunten Tartaren zurück. Der Reiter blieb dort noch drei Tage und war dann plötzlich verschwunden. Der Heide aber suchte und fand jene beiden Priester; im Glauben unterrichtet, wurde er mit vielen seiner Landsleute getauft und führte seit dieser Zeit ein erbauliches, christliches Leben. Das Kleid aber, welches er auf dem Berge erhalten hatte, zeichnete sich aus durch Weichheit und herrliche Farbe; es zeigte sich daran weder eine Naht, noch eine Spur von Weberei; die Arbeit daran war eine so künstliche, wie sie menschliche Hände zu verfertigen nicht im stande sind."

Von untergeordneten mythischen Wesen begegnen uns bei Thomas Incubi, Succubi [1]), Wald- und Wassergeister. Wolf, der sich überhaupt, was Mythus und Sage betrifft, viel mit Thomas beschäftigt hat, will in einigen Erzählungen auch Elbisches gefunden haben.

Die Vorstellungen von den Incubis und Succubis, nach Jakob Grimms [2]) Vermutung undeutschen Ursprungs, haben sich doch nachher mit denen vom Alb und Nachtgeist (Nachtmar) vermengt, und in dieser Vermengung begegnen wir ihnen bei Cäsarius und Thomas. Eines der ältesten Zeugnisse für den Glauben an den Incubus findet sich bei Augustinus in dessen Werk über den Staat Gottes (XV, 23), und hatte er nach ihm bei den Galliern den Namen Dusius. Wolf hat in seinen Beiträgen (II, 265 f.) eine Reihe weiterer Zeugnisse zusammengestellt und kommt dann zu dem Ergebnis, diese unreinen Geister der Wildnis, die Incubi, Dusii, Pilosi, seien männliche Elben, welche sich gleich den Elbinnen nach Verbindung mit Menschen sehnten. Unser Autor sieht in der trügerischen Erscheinung, welche jenem Predigermönch durch den Ketzer vorgeführt worden ist, ein Werk der Dusii, der Berg- und Waldgeister; sodann heißt es bei ihm (II, 57, § 17): „Jetzt kommen die Dusii oder Dusiones, die dritte Gattung der Dämonen. Wir bemerken oft Spuren ihrer Thätigkeit und sie sind es, welchen die alten Heiden Gärten und Haine gewidmet haben. Es glauben auch noch die heidnischen Preußen an Wälder, die jenen gewidmet seien, und sie wagen nicht, darin einen Baum zu fällen, sie betreten diese Wälder nur dann, wenn sie darin den Göttern Opfer bringen."

In einem deutschen Walde begegnen wir bei Thomas einer sonderbaren weiblichen Erscheinung, in welcher Wolf [3]), sogar eine „eingekuttete

---

[1]) Vgl. Annalen 47, S. 161. — [2]) Grimm, Mythologie, II, 1017. — [3]) Deutsche Märchen und Sagen 600.

Nonne“ hat sehen wollen. „In Westfalen,“ so heißt es bei ihm, „lebte ein Edelmann, welcher ein tüchtiger Krieger und bei seinen Standesgenossen hoch angesehen war. Als derselbe einst bei Nacht durch einen schauerlichen Wald ritt, vernahm er die Stimme eines in der Nähe singenden Weibes und sprach zu seinen Begleitern: »Will nicht einer von euch mit mir gehen, damit wir in Erfahrung bringen, wer die Sängerin ist?« Alle weigerten sich und versuchten auch den Ritter von seinem Vorhaben abzubringen; so ging er dann allein und fand unter einem Baume eine schwarze Nonne, welche, die Arme gen Himmel erhoben, mit lauter Stimme sang. Auf die Frage des Ritters, was sie hier mache, erwiderte die Nonne: »Ich lobe hier meinen Gott.« Da der Ritter glaubte, er habe irgend eine Heilige vor sich, frug er weiter: »Ich bitte dich, sage mir, wie es mir noch ergehen wird?« Sie antwortete: »Du hast viel Böses gethan und wirst noch weiter Böses thun; dann aber besiegest du deine Feinde, wirst das Kreuz nehmen, um über Meer zu fahren, und im Dienste Christi sterben.« Hocherfreut kehrte der Ritter zu den Seinigen zurück. Wie jene vorausgesagt, besiegte er seine Feinde in einer Schlacht, welche viele Menschen das Leben kostete; mit der Kreuzfahrt aber zog es sich hin. Da wurde der Edelmann von einem heftigen Fieber ergriffen; die beratenden Aerzte wie die Seinigen baten ihn, er möge, da Gefahr vorhanden sei, Reue erwecken, beichten und die heiligen Sakramente empfangen; er aber weigerte sich und erklärte: mit dem Sterben habe es noch eine gute Weile. Hierüber verwunderten sich die Aerzte und ließen einen Bruder von ihm kommen, der Geistlicher und ein ausgezeichneter Mann war. Sie teilten ihm die Gefahr mit und baten dringend: er möge für das Seelenheil des Kranken Sorge tragen. Der Geistliche begab sich zu ihm und forderte ihn auf, die Sakramente zu empfangen, indem die Gefahr eine große sei. Da erwiderte ihm der Ritter: »Du bist so thöricht wie die anderen und willst mir meine Ruhe nicht lassen; ich weiß bestimmt, daß ich noch nicht sterben werde.« Unter Thränen sprach der Geistliche: »Woher weißt du das so bestimmt, lieber Bruder?« Da teilte ihm dieser endlich mit, wie ihm verkündigt worden sei, er würde das Kreuz nehmen und im heiligen Lande als Streiter Christi den Tod finden. Bei dieser Erzählung seufzte der Geistliche tief auf und sagte: »Wahrlich, lieber Bruder, jener Feind von Anbeginn, der Teufel, heftet sich an dich und bemüht sich, durch Lügen und Fallstricke dich in der Stunde deines Todes zu verderben. Sorge also für dein Seelenheil, thue Buße und erfülle unseren Wunsch.« Da bat der Kranke um einen Priester, erweckte Reue und Leid, beichtete seine Vergehen, machte sein Testament und empfing den Leib des Herrn; er erhielt auch noch die heilige Oelung und gab dann seinen Geist auf.“

Wolfs „eingekuttete Norne“ könnte auch nur eine Klausnerin gewesen sein, welche ihre nächtlichen Andachten verrichtete und durch den Ritter für eine „weise Frau“ oder Fatidica gehalten wurde.

Eine Sage vom Wassermann begegnet uns bei den Cumanen[1]; Thomas erhielt sie von einem „guten und heiligen“ Predigermönch, welcher einer vornehmen Familie dieses Volksstammes angehörte. „Als das Volk der Cumanen, so heißt es II, 57. § 11, durch die Tartaren niedergeworfen und auseinander gesprengt worden war, hat sich ein junger Mann aus einer der edelsten Familien jenes Volkes zum Glauben an Christum bekehrt. Als Knabe von sieben Jahren und noch Heide, spielte er einmal, wie er selbst mir erzählt hat, mit seinen Schwestern und deren Freundinnen am Ufer eines Flusses. Da tauchte aus demselben ein entsetzlich aussehender, behaarter Mann auf, kam auf die Spielenden zu und rief: »Warum stört ihr mich in meiner Ruhe?« Die Mädchen ergriffen die Flucht, der Knabe jedoch, welcher ihnen so rasch nicht folgen konnte, wurde von dem Manne so heftig mit einer Keule getroffen, daß er tot hinsank; der Mann aber sprang ins Wasser zurück. Die Schwestern nahmen die Leiche und brachten sie in ein Zelt, denn die Cumanen wohnten damals noch nicht in Häusern. Die Eltern erschienen und es erhob sich ein allgemeines entsetzliches Wehklagen; um Mitternacht aber kehrte der Totgeglaubte ins Leben zurück.“

Elbisches glaubt Wolf, Beiträge II, 241 f. in folgenden beiden Erzählungen zu finden. Einst kam, nach II, 55, § 2, zu unserem Autor ein Knabe und teilte ihm wehklagend mit: es sei ihm etwas Schreckliches begegnet. Er habe sich auf dem Feld, bei seinen Ochsen sitzend, einen Pfeil von einer Hastula (Affodill) schneiden wollen; kaum habe er sie jedoch mit dem Messer geritzt, da sei Blut aus der Pflanze geflossen. Thomas beruhigte den Knaben und schickte ihn nach Hause zurück. Die Hastula ist der bekannte Asphodelos der griechischen Mythe, und Wolf glaubt, diese Pflanze sei den Elben besonders heilig gewesen, wie ihnen auch in den Niederlanden das Alvenblad oder Tooveressenkruit geweiht war.

Nach der zweiten Erzählung (II, 53, § 9) hatte ein Ritter Leute auf seine Weiden geführt, um Gras zu mähen. Als zur Vesper vor einem Heiligentag geläutet wurde, meinte einer der Mäher: man solle von der Arbeit ablassen. Er legte die Sense hin und begab sich in die Kirche, während die anderen Leute weiter arbeiteten. Als sie ein paar Tage später wieder auf jene Weide kamen, sah der fromme Mäher an einer Grasstoppel eine Goldmünze hängen, welche von wunderbarer und außer-

[1]) Vgl. Annalen, 47, S. 127.

gewöhnlicher Größe war; auf dem Goldstück aber standen die Worte: „Des Herrn Hand hat mich geprägt und dem Armen gegeben, weil er den dem Heiligen geweihten Tag nicht entheiligt hat.“ Wolf meint a. a. O. S. 242: „Daß die Münze an der Grasstoppel hängt, scheint sie mir gerade als Elbengabe zu bezeichnen. Sie ist der Dank dafür, daß der Mann an jenem Tage nicht weiter mähte, denn ihnen ist das Weiden der Herden verhaßt.“ Wenn es auch richtig ist, daß Elben und Zwergen neben dem Glockengeläute auch das Reuten der Wälder, der Ackerbau und andere ländliche Beschäftigungen verhaßt sind (vgl. Grimm, Mythologie, 428), so scheint mir doch obige Deutung Wolfs etwas gesucht zu sein.

Elbisch könnte der Engel sein, durch welchen eine verirrte Dame aus der Gegend von Nivelles auf den rechten Weg geführt wurde. Er zeigt sich als Jüngling mit krausem, blonden Haar in weißem Rock und Ueberwurf (II, 54, § 10). In das Gebiet des Elbischen fällt auch wohl jener Geister- oder Dämmertanz, welchen man im Dorfe oppidum Regis bei Köln (Königsdorf? bei Köln) gesehen haben will. Auf offenem Felde vor dem Ort zeigte sich eine große Schar von Dämonen, welche, in weiße Mönchshabite gekleidet, tanzten und sprangen und hell jubelten. Als sich der Geistliche und die Ortsangehörigen diesem Reigen näherten, zog er sich mehr und mehr zurück, immer tanzend, und soll zuletzt im Rheine verschwunden sein (II, 57).

Der Teufel oder die Teufel — gewöhnlich werden sie Dämonen genannt — begegnen uns bei Thomas in allerlei Gestalten, Situationen und Verrichtungen. Wir wollen sie in einigen derselben vorführen.

Sie stehen natürlich zu Gelderpressern und Wucherern in engster Beziehung. Im Kloster Vaucelles wurde einmal die Hinterlassenschaft eines Wucherers aus Arras aufbewahrt, um vom Kloster den Geschädigten zurückerstattet oder zu milden Zwecken verwendet zu werden. Als nun der fromme Bruder Walter von Beaumont neben der Truhe, in welcher sich das Geld befand, im Gebete lag, sah er einen Teufel darauf sitzen. Im ersten Augenblick erschrocken, dann aber, nachdem er ein Kreuz geschlagen, ermutigt, rief der Mönch: „Was hast du hier zu schaffen, elendester Feind des Menschengeschlechtes? Worauf wartest du?“ — „Mit vollem Rechte sitze ich hier,“ erwiderte der Teufel; „ich behüte mein Eigentum.“ Alsbald eilte der Mönch zum Abt, teilte ihm das Geschehene mit, und der Abt hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Geld nach Arras zurückzuschicken (II, 26, § 4). Dieser Teufel auf der Geldkiste erinnert an jenen Dämon im Kassenschrein eines Königs von Böhmen, wovon uns Cäsarius in einer seiner Homilien (III, 97) erzählt hat: dieser König — es dürfte Przemisl Ottokar gewesen sein — konnte

mehrere Nächte nicht schlafen; er läßt alles in seinem Zelte durchsuchen, um dieser ihm sonst unbekannten Erscheinung auf den Grund zu kommen; da fällt sein Blick auf einen Schrein und er fragt, was darin sei. „Die königliche Kasse,“ lautete die Antwort. „Wahrhaftig,“ rief der König, „der Teufel in diesem Schrein hat mich nicht schlafen lassen.“ Sodann befahl er, das darin enthaltene Gold und Silber zu verausgaben, und nachdem dies geschehen war, konnte er wieder ruhig schlafen, wie vorher.

Ein südfranzösischer Wucherer stand mit Dämonen in Verbindung, die des Wettermachens kundig waren und namentlich Hagelschläge hervorzurufen vermochten. Dort entstand einmal ein so gewaltiges Hagelwetter, daß in Städten, Dörfern, Höfen die Dächer zusammengeschlagen und in den Weinbergen wie auf den Aeckern die Früchte gänzlich vernichtet wurden. Vieh und Vögel, ja selbst Menschen, die sich auf dem Felde befanden, wurden getötet. Ein Weinbergswächter hatte sich, als der Sturm losbrach, in einer Hütte geborgen und vernahm von dort aus Stimmen in der Luft, welche riefen: „Gebt acht, gebt acht!“ „Auf was sollen wir acht geben?“ ertönte eine andere Stimme. „Auf den Weinberg des Peter Richard,“ lautete die Antwort. Als das Wetter sich verzogen hatte, war allein der Weinberg dieses Mannes, der zu der schlimmsten Art von Wucherern gehörte, unbeschädigt geblieben (II, 57, § 3).

Aehnliche Beobachtungen will man auch anderswo gemacht haben. „In Deutschland,“ erzählt Thomas (II, 57, § 2), „haben wir um das Jahr 1256 (?) so viele Stürme, Blitze, Donner und Hagelschläge erlebt, daß die Leute in den Städten wie wahnsinnig umherliefen und glaubten, der jüngste Tag sei gekommen. Um Trier sahen wir die Weinberge zerstört, die ältesten Bäume ausgerissen und die Giebel hoher Gebäude zusammengestürzt. Es gab aber Leute, welche behaupteten: sie hätten Teufel in allerlei Tiergestalten gesehen, welche sich in der Luft, von den verschiedenen Windrichtungen kommend, begegnet seien.“

Ein Kobold ist entschieden jener gehörnte, zottige Teufel, der die tollen Sprünge eines possenreißerischen Vortänzers nachzumachen suchte.

Thomas aber weiß nicht bloß von Teufeln zu erzählen, welche von anderen gesehen worden sind; er hat selbst die Bekanntschaft eines solchen gemacht. Diese Erzählung (III, 57, § 39) ist für das Wesen unseres Autors zu charakteristisch, als daß wir sie nicht ihrem ganzen Inhalt nach mitteilen sollten: „Ich wurde einmal beigezogen, um eine große Streitigkeit, welche unter zwei leiblichen Brüdern ausgebrochen war, beilegen zu helfen. Mit einem Bruder derselben, einem trefflichen Priester, machte ich mich auf den Weg. Nachdem wir uns in der Nacht vor Charsamstag zur Ruhe gelegt hatten, erwachte ich lange vor Tages-

anbruch und bat den Priester: er möge hinuntergehen und Licht machen, damit wir das Officium der Matutin lesen könnten. Er ging auch hinunter; als er jedoch das Licht anzünden wollte, ergriff ihn plötzlich ein solches Entsetzen, daß er unverrichteter Sache wieder heraufkam und sagte: »Ich habe kein Licht; wir müssen warten, bis es Tag wird.« Da es nicht anständig war, die Hausbewohner schon so frühe zu stören, gab ich ihm recht; wir schliefen wieder ein und erwachten erst bei Tagesanbruch. Es war mir unlieb, daß ich so lange geschlafen hatte; ich richtete mich im Bette auf, und — da erblicke ich mit offenen Augen am Fenster einen Teufel, der ganz meinem Reisegefährten ähnlich sah und im Begriff zu stehen schien, sein Wasser zu lassen. Ich wurde böse und wollte meinem Gefährten dieser Unanständigkeit wegen Vorwürfe machen; aber die Stimme versagte mir. Da hörte ich ihn aber in seinem Bette laut schnarchen. Jetzt kam mir die Stimme wieder, und ich rief ihn an; er fuhr auf und ich sagte lachend zu ihm: »Hör', du, neben mir stand der Teufel in deiner Gestalt so und so, und er ist schuld daran, daß ich gegen dich losfahren wollte.« Während ich aber dies sagte, fuhr der Teufel wie ein Rauch zum Fenster hinaus."

Diese Geschichte, welche man für einen Scherz oder für eine Neckerei halten könnte, ist aber noch nicht fertig. Im folgenden Paragraphen erzählt Thomas weiter: „Nach der Matutin machten wir uns auf den Weg, um den Ort aufzusuchen, wohin unser Geschäft uns rief. Am Ostertage lasen wir Messe, predigten und speisten; dann legte ich mich im Baumgarten hin, um ein Mittagsschläfchen zu halten; kaum aber hatte ich die Augen geschlossen, da hörte ich neben mir ein Gemurmel, als ob einige Personen sich leise mit einander unterhielten. Ich dachte: es sind wohl Leute, die etwas mit dir zu reden haben, öffnete die Augen und sah mich um; da ich jedoch niemand erblickte, schloß ich sie wieder. Abermals höre ich das Gemurmel; diesmal jedoch näher und vernehmbarer. Wieder erhebe ich mich, wieder sehe ich niemand; denke aber an nichts weniger als an Teufels Bosheit. Ich mache die Augen wieder zu; da hör' ich ganz deutlich mehrere Stimmen und vernehme die Worte: »Seht doch die Unverschämtheit, mit welcher der elende Kerl uns warten läßt!« Rasch öffnete ich die Augen; da ich jedoch wieder niemand erblickte, so schloß ich mit Sicherheit, es seien Teufel im Spiel, die mich in Verwirrung setzen und irgend eine bevorstehende Schlechtigkeit oder Bosheit anzeigen wollten. Am Mittwoch nach Ostern erschienen die Freunde der Brüder, um die Streitigkeit derselben zum gütlichen Austrag zu bringen. Während der Verhandlungen aber gerieten die feindlichen Brüder so heftig aneinander, daß sie, und zwar gerade an der Stelle, wo ich die Teufel gehört hatte, auf Antrieb dieser sich

ums Leben gebracht hätten, wären nicht Verwandte und Freunde dazwischen getreten. Gott sei Dank, haben wir endlich die Bosheit der Teufel überwunden und den Frieden wiederhergestellt." Thomas erzählt diesen Vorfall, um zu beweisen, daß die Teufel nicht bloß die Stimme, sondern auch das Gesicht vorübergehend wegzunehmen vermögen.

Wir fügen noch einiges bei, was in das Gebiet des Mythus gehört oder dasselbe berührt. Eine, wie es scheint, nicht ganz vollständige und deshalb nicht recht verständliche Erzählung ist folgende (II, 1, § 23). „Ein Cistercienser reitet zur Winterszeit in Brabant über Feld; da sieht er einen etwa dreijährigen Knaben von großer Schönheit mitten in Schnee und Eis liegen. Das Kind jammert gewaltig. Mitleidig steigt der Mönch vom Pferde, hebt den Knaben auf und sucht ihn zu erwärmen. Auf die Frage: ob das Kind eine Mutter habe, weint dieses noch mehr; der Mönch aber sagt tröstend: »Sei still, ich werde für Obdach und Speise sorgen.« Eben will er mit seinem Findling aufs Pferd steigen, da entwindet sich der Knabe den Armen seines Retters und ist verschwunden."

Auf einen Platz, auf welchem abends unnatürliche Sünder gesessen, fällt kein Tau; das Gras einer Wiese verdorrt unter den Füßen solcher Sünder (II, 30, § 12, 10). Die reine Natur hat einen Abscheu vor allem Unreinen; deshalb wächst nichts mehr an Stellen, wo ein Verbrechen geschehen ist; der Tau aber, welcher unmittelbar vom Himmel kommt, gehört zum reinsten in der Natur.

In das Gebiet des Hexen- und Zauberwesens gehört folgende, unserem Autor durch einen Predigermönch mitgeteilte Geschichte (II, 30, § 38): „Ein elendes altes Weib hatte ein junges Mädchen in seine Netze gelockt und an verschiedene Personen als reine Jungfrau verkauft. Die Vettel hatte nämlich durch einen Zauber bewirkt, daß jeder, welcher mit dem Mädchen zu thun hatte, im Glauben stand, dasselbe sei noch unberührt. Nun begab es sich, daß die Alte in Begleitung jenes Mädchens zu Anfang des Monats August über Feld ging. Da wird jene plötzlich vom Teufel erfaßt und vor den Augen ihrer Begleiterin hoch in die Lüfte entführt, wo bald nichts mehr von ihr zu sehen ist. Die Verführte aber wurde durch diesen entsetzlichen Anblick so tief erschüttert, daß sie schon am folgenden Tage einem Bruder beichtete, Buße that und fortan sich einem lobenswerten Lebenswandel ergab."

An Geistererscheinungen ist unser Autor, wie wir bereits aus vielen Erzählungen gesehen haben, äußerst reich; wir wollen noch einige derselben mitteilen, welche durch Nebenumstände einiges Interesse erregen dürften. So folgende aus Marburg (I, 19, § 3): „In einer größeren deutschen Stadt, welche Marburg (Mons Martis) heißt, lebte ein guter

und sittenreiner Priester. Er besaß, wie mir der Predigerbruder Heinrich von Köln erzählt hat, einen Neffen, der gleich ihm Bruno hieß; auch dieser war ein Mann von Wissen und erprobten Sitten. Der Onkel hatte ihn öfters gebeten, er möge statt seiner die Seelsorge in der Pfarrei übernehmen; er, der Onkel, wolle dann in einen Orden treten. Nachdem er, wie gesagt, dem Neffen diesen Wunsch oftmals geäußert, gab letzterer endlich nach, jedoch höchst ungern, indem er sich vor der Verwaltung einer so großen Pfarrgemeinde fürchtete. Der Onkel Bruno trat nun wirklich in einen Orden, schied aber bald nachher aus diesem Leben. Bruno, der Neffe, verschob immer noch die wirkliche Uebernahme jener Stelle und ließ sie durch einen Vikar versehen. Er selbst blieb noch Schloßkaplan, von welcher Pfründe er jährlich ungefähr zwanzig Mark bezog. Als nun der junge Bruno in einer Nacht zu Bette lag und schlief, zeigte sich ihm der ältere Bruno in einem schwarzen Mantel und redete ihn mit folgenden Worten an:

In grege commisso male te geris et pede scisso
Claudus es: inspicito, quae poena futura, redito.

Zugleich hob der Geist den Mantel in die Höhe und zeigte, wie sein Körper durch Brandwunden gepeinigt wurde. Der Neffe wachte auf, erinnerte sich jedoch deutlich sowohl der Erscheinung als jener Verse; dann schlief er wieder ein. Da kam der Onkel wieder und fuhr fort:

Tu poenae causa, requies per te mihi clausa.
Aspice sic uri, cibus ignis et esca futuri.

Abermals zeigte er, wie der Brand ihn quälte, und zum dritten Male erschien er dem Wiedereingeschlafenen, indem er zu ihm sprach:

Mundi deliciis interdum seria misce,
Ex his primitiis cape partes et resipisce.

Da stand der jüngere Bruno auf und sank aufs Knie, indem er Gott gelobte, das zu erfüllen, was er dem Onkel bei dessen Lebzeiten versprochen hatte. Es währte nur noch eine kurze Frist, da zeigte sich ihm der Verstorbene sichtbarlich in hohem Glanz und sprach: »Wie froh bin ich über das, was mir gesagt worden ist: nun werden wir eingehen in das Haus des Herrn.« Mit diesen Worten entschwebte der Geist in die Höhe."

Vielerlei erfahren wir durch unseren Autor über das jenseitige Leben, über Paradies, Fegefeuer, Hölle und den Zustand der Seelen.

Jener edle Cumane, welchen wir schon kennen gelernt haben, als von den Wassergeistern die Rede war, hat einmal einen Blick in das Fegefeuer gethan: „Als Jüngling kam er in ein ungarisches Dominikanerkloster, bereits in der Absicht, Mitglied des Ordens zu werden, und

besuchte vorerst noch in weltlicher Kleidung die Schule. Es war ihm aber vorgeschrieben worden, auch nicht das Geringste ohne Wissen und Willen seiner Vorgesetzten zu thun. Dies befolgte er getreulich; einmal aber gab er auf eigene Hand der Wäscherin ein altes Kleidungsstück zum Reinigen. Sofort wurde er von einem Fieber befallen und starb, wie es ihm schien, ohne Beichte und Wegzehrung. Als ihn aber die Teufel holen wollten, erschien ein Engel mit schneeweißem Gefieder und sprach: »Fürchte dich nicht, mein Sohn; ich bin der Erzengel Michael und werde dich gegen die Teufel beschützen.« Diese verschwanden auch; einer aber, der kecker als die übrigen war, versuchte mit einem Dreizack nach der Seele zu haschen, der Erzengel trieb ihn jedoch in die Flucht. Dann wollte er die Seele des Jünglings zur Schwelle des Paradieses bringen; aber ein bejahrter Mann von hoher Würde hielt ihn ab und sagte: »Michael, bringe die Seele in den Körper zurück, damit sie, wie für andere Sünden, so besonders für den Ungehorsam Buße thue.« Sofort kehrte die Seele in den Leib zurück; der Jüngling lag in einem kritischen Schweiß und öffnete die Augen. Er sah den Prior neben seinem Lager, beichtete ihm und erzählte dann sein Gesicht. Nach wohl vollendeten Studien nahm er das Ordenskleid und wurde auch Priester. Er hat unter seinem Volk als Bekehrer gewirkt und viele Cumanen getauft." (II, 57, § 12.)

Ein Mann, welcher gestorben, aber durch das Gebet eines frommen Mannes wieder ins Leben zurückgerufen worden war, erzählte unter anderem: er habe im Fegefeuer einen Bekannten gefunden, welcher schwer gepeinigt wurde. Plötzlich habe die arme Seele laut aufgejubelt, auf die Frage aber, warum sie in ihren Leiden in einen solchen Jubel ausgebrochen sei, die Antwort erteilt: „Eben ist auf Erden ein Knabe geboren worden, der Priester wird; liest er seine erste Messe, so bin ich erlöst" (II, 53, § 31). Es ist dies eine christliche Fassung der bekannten Sage von der Wiesenjungfrau bei Auerbach an der Bergstraße [1]) und dem Geist auf Burg Raueneck in Franken [2]), welche darauf warten, daß aus einem Kirschkern, welchen ein Vogel fallen gelassen, ein Kirschenbäumchen wachse, in der Wiege aber, die aus dem Kirschenbäumchen dereinst gemacht wird, ein Sonntagskind geschaukelt werde, das endlich die armen Geister erlöst.

Wie dankbar die armen Seelen für geistliche Wohlthaten sind, das soll uns folgende Geschichte lehren: „In Frankreich war ein armer, ungelehrter Priester, der aber die größte Liebe zu den armen Seelen hegte

---

[1]) Grimm, Deutsche Sagen II. — Vergl. Grimm, Mythologie II. 920.
[2]) Bechstein, Sagen des Rhöngebirges 190.

und deshalb tagtäglich keine andere Messe las, als die für die Verstorbenen. Er wurde verklagt, und vor den Bischof geladen, bekannte er offen seine angebliche Schuld. Da forderte man ihn auf, dem Befehl des Bischofs zu gehorchen und zu schwören, auch Bürgen dafür zu stellen, daß er sich bessern und in vorschriftsmäßiger Weise Messe lesen wolle. Er leistete den Schwur, war aber sehr in Verlegenheit, wie er die Bürgen herbeischaffen sollte. Da öffneten sich plötzlich die Augen des Bischofs und er sah in der Luft mehr als tausend Hände, als ob sie mit dem Priester schwören wollten. Wie vom Donner gerührt, stand der Bischof da und sprach zum Priester: »Du hast Mitschwörende genug. Nach Christi und meinem Willen lies deine Messe für die Verstorbenen nach wie vor.«" (II, 53, § 14.) Es ist dies eine originelle Variante der weitverbreiteten Legende von dem einfältigen Geistlichen, der nur die Messe zu Ehren der hl. Jungfrau lesen konnte[1]).

Thomas erzählt weiter (II, 53, § 33): „In Oesterreich, wie ich von einer frommen Aebtissin gehört habe, lebte ein Cistercienser von heiligem Lebenswandel. Als er in einer Seelenmesse an die Worte gekommen war: »O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, gieb ihnen die ewige Ruhe,« hörte er plötzlich Stimmen in der Ferne, welche riefen: »Eilt euch, eilt euch, damit wir die ewige Ruhe erlangen! Die Messe geht zu Ende.« Im Augenblick, als der Mönch den hl. Leib des Herrn in der Hand hielt, wurde er vom Geiste erfaßt und erblickte zahllose Seelen. Einige kamen, um den Frieden zu empfangen, andere, welche ihn empfangen hatten, eilten davon; noch andere riefen: »Schnell, schnell, sonst ist die Messe vorüber.« In diesem Zustand blieb der Mönch von der ersten bis zur neunten Stunde, und man wunderte sich, warum er so lange unbeweglich stehen blieb; endlich wieder zu sich gekommen, brachte er die Messe zum Schluß und erzählte dann auf Befehl seines Abtes, was er gesehen hatte. Wenige Tage nachher ist er gestorben."

Wir teilen noch eine auf das Jenseits bezügliche Erzählung mit, für welche Thomas sich auf keinen geringeren Gewährsmann als den großen Albertus beruft: „Es war einmal ein braver, gläubiger Mann, der, nachdem er bei völliger Gesundheit ein bußfertiges Leben geführt hatte, in eine sehr schwere Krankheit fiel. Als ihn dieses Leiden ungefähr ein Jahr lang in hohem Grade heimgesucht und gequält hatte, bat er den Herrn unter heißen Thränen: er möge ihn durch den Tod davon erlösen. Da erschien ihm ein Bote des Herrn und sprach: »Deine Bitte ist erhört, wähle also: entweder leidest du drei Tage lang die

---

[1]) Caesar. Dial. mir. VII, c. 4.

Qualen des Fegefeuers, wenn du jetzt stirbst, oder erdulde noch ein Jahr lang deine Krankheit, und du wirst ohne Fegefeuer sogleich in den Himmel aufgenommen werden.« Nur das gegenwärtige Leiden, nicht das künftige in Erwägung ziehend, erklärte der Mann: »So will ich lieber sterben und nicht bloß drei Tage, sondern so lange es dem Herrn gefällt, im Fegefeuer leiden.« — »Es geschehe nach deinem Willen,« erwiderte der Engel. Der Kranke starb und die Seele kam ins Fegefeuer. Als ein Tag vergangen war, suchte der Engel die Seele wieder auf und sprach: »Wie geht es dir, arme Seele, die für ein Jahr Krankheit drei Tage Fegefeuer erwählt hat.« »Du bist ein Geist des Truges,« erwiderte die Seele, »und kein Bote Gottes. Du hast mich getäuscht: deine drei Tage sind ein Zeitraum von vielen Jahren.« Darauf sagte der Engel: »Nicht in Bezug auf die Zeit bist du getäuscht worden, sondern in Bezug auf die nicht zu bemessende Qual. Du bist nur einen Tag hier; der Herr fühlt jedoch Mitleiden mit dir und es ist dir gestattet, noch einmal deinen Wunsch zurückzunehmen. Dein Leib ist noch nicht beerdigt, und darum kannst du in denselben zurückgebracht werden, um noch ein Jahr lang dein Siechtum zu erdulden.« Die Seele erwiderte: »Nicht nur ein Jahr lang will ich sie erdulden, sondern bis ans Ende der Welt.« Die Seele wurde in den Leib zurückgebracht und der Mann wurde wieder krank wie zuvor. Nach Verlauf eines Jahres starb er das zweite Mal, um nun in die Seligkeit einzugehen." (II, 51, § 11.)

Von der bekannten Berufung vor Gottes Gericht erzählt uns Thomas zwei Fälle, von welchen einer sich in Lüttich zugetragen haben soll, der andere einem Grafen von Hennegau nacherzählt wird (II, 35, §§ 2, 3). Der Dompropst von Lüttich hat einen Neffen, der ins Kloster eingetreten ist, gewaltsam daraus entführt. Der Abt fordert den Uebelthäter binnen vierzig Tagen vor Gottes Gericht, und beide sterben wirklich am vierzigsten Tage. — Der Graf von Hennegau wollte bei der Kirche des hl. Johannes zu Valenciennes an Stelle von Regular-Kanonikern weltliche Stiftsherren setzen; da legt der Abt Berufung an das Gericht Gottes ein, der Graf wird dadurch eingeschüchtert und steht von seinem Vorhaben ab.

Wir sind bereits aus dem Gebiet des Mythus und der Sage auf das der Legende übergegangen; bevor wir jedoch die letztere näher besprechen, erübrigt noch eine kleine Bemerkung, welche sich auf das „Buch der Natur" bezieht. In diesem finden sich zwei Sagen, eine von Karl dem Großen, die andere von Papst Leo, und zwar im Absatz über die Papageien. „Als Karl der Große sich einmal in einer Wildnis Griechenlands verirrt hatte, begegneten ihm Papageien und riefen ihm in griechischer Sprache zu: »Sei gegrüßt, Kaiser!« Daß diese Worte pro-

phetisch gewesen, hat sich später erwiesen; denn Karl, welcher damals nur König von Frankreich gewesen ist, wurde nachher römischer Kaiser." Hieran knüpft unser Autor einen gleichen sagenhaften Vorfall aus dem Leben des Papstes Leo, welcher durch einen Papagei als Papst begrüßt worden sein soll.

Alban Stolz äußert sich in seinem Buch über Elisabeth von Thüringen über das berühmte Rosenwunder: „Wenn auch diese Erzählung nur eine Sage, ein liebliches Gedicht sein mag, womit das Andenken der heiligen Beschützerin der Armen, wie man Elisabeth nannte, geehrt wurde, so liegt doch ein tiefer Sinn, eine geistliche Wahrheit darin, nämlich: die Wohlthaten, welche man aus christlicher Liebe den Armen erweist, verwandeln sich in Rosen und flechten sich zu einem Kranz für den Geber."

Faßt man die Legenden, welche uns bei Cäsarius, Thomas und zahllosen anderen Schriftstellern des Mittelalters begegnen, als fromme Dichtungen auf, sieht man in ihnen mehr nach der idealen Wahrheit, als nach der nüchternen Wirklichkeit, so wird das Urteil über jene Blüten und Früchte geistlicher Poesie anerkennender ausfallen, als dies häufig zu geschehen pflegt. Man könnte die zarten und tiefsinnigen Legenden, an welchen das Mittelalter so reich ist, mit den duftigen Rosensträuchen vergleichen, welche sich um Portal und Fenster einer schönen, stillen gotischen Waldkapelle ranken; zwischen die Rosenzweige drängen sich aber auch Schlinggewächse niedrigerer Art, und so besitzen auch nicht alle Legenden gleichen Duft, gleiche Anmut; nicht immer zeigt sich in ihnen gleiche Tiefe des Gedankens; nicht immer ist es dem dichtenden Geiste gelungen, für den inneren Sinn die entsprechende äußere Hülle zu finden; nicht immer und überall wirkt die gleiche poetische Gestaltungskraft, oder sie geriet, ästhetisch wenigstens, auf Abwege. So giebt es neben Edelsteinen und Perlen auch Halbedelsteine oder gar Kiesel, die man noch nicht, wie heutzutage, zu schleifen verstand; neben dem Sinnigen, Anmutigen, Zarten und Großartigen begegnet uns Wunderliches, für unser heutiges Gefühl ethisch und ästhetisch Abstoßendes, und gerade bei Thomas giebt es Kieselsteine solcher Art. Wir wollen dieselben in den alten Büchern und Pergamenten ruhen lassen und unseren Lesern nur das Schöne oder Interessante aus dem Vorhandenen mitteilen.

Es ist begreiflich, daß jene sinnigen, in ihrer Ausschmückung so anmutigen Legenden auf Empfindung und Phantasie des Volkes tiefen Eindruck machen mußten, die weiteste Verbreitung fanden und, wenn irgendwie entsprechende Umstände vorhanden waren, auf andere Persönlichkeiten als die ursprünglichen übertragen wurden. Gleicht eine hl. Leokadia in Spanien oder die niederländische Schloßfrau Ada von

Belomeir der hl. Elisabeth von Thüringen an Milde und Barmherzigkeit, warum sollten sich nicht auch ihre Wohlthaten in Rosen verwandeln? Die bereits vorhandene Sage oder Legende wartete in jeder Zeit und an jedem Orte auf einen geeigneten neuen Träger. Lebhaft erregt, kindlich gläubig und noch nicht übersättigt, wie in unserer Zeit, griff die Phantasie des Volkes solche Momente begierig auf und die Umwandlung fand einen dankbar naiven Zuhörerkreis; auch die Klosterbrüder, in deren Zellen so viele Legenden Gestalt annahmen oder überliefert wurden, gehörten dem größeren Teil und ihrem inneren Wesen nach dem Volke an, und so tragen wir kein Bedenken, die Legende nicht bloß als eine Frucht der Frömmigkeit jener Zeit, sondern auch als einen Zweig der Volkspoesie zu bezeichnen.

Der eben erwähnten gütigen Schloßfrau Ada von Belomeir werden zwar nicht Speisen in Rosen verwandelt; es zeigen sich jedoch Rosen in dem Bette, welches sie einem Aussätzigen als Ruhestätte angewiesen hatte (II, 25, § 13).

Die weitverbreitete Legende vom Ave-Maria-Ritter [1]) — am Rhein haftet sie an der Abtei Altenberg — begegnet uns in zwei Fassungen. Die erste derselben (II, 29, § 9) lautet: „Ein ausgedienter Krieger entsagte, wenn auch etwas spät, der Welt und trat in den Orden von Cisterz. Vom Novizenmeister gefragt: ob er das Gebet des Herrn kenne, verneinte er dies, indem er beteuerte, er habe dasselbe nie behalten können. Nun giebt man sich Mühe, es ihm beizubringen, aber ohne Erfolg; da befiehlt der Abt, ihm wenigstens den kurzen englischen Gruß zu lehren. Dies gelingt endlich nach vielen Anstrengungen. Auf Rat des Novizenmeisters sagte nun der Mann bei jedem Bissen, den er über Tisch zu sich nahm, jenes Gebet her, und nachdem er diesen Brauch längere Zeit geübt, empfand er solche Süßigkeit dabei, daß sich ihm das Gedächtnis an die Mutter Christi immer unauslöschlicher einprägte. Nach einigen Jahren verschied der alte Kriegsmann gottselig und wurde auf dem Kirchhof inmitten der Brüder beerdigt. Aber, o Wunder! nicht lange nachher wuchs aus dem Grabe, und zwar dort, wo das Haupt des Verstorbenen lag, ein Bäumchen von unbekannter Art; auf den Blättern desselben aber stand in goldenen Buchstaben: »Ave Maria!« — Als der Diöcesan-Bischof von diesem Wunder vernommen hatte, begab er sich an den Ort und ließ sorgfältig nach der Wurzel des Bäumchens graben; da ergab sich, daß sie aus dem Munde des Alten hervorgegangen waren. Nachdem man dem Bäumchen die gebührende Ehre erwiesen, ist es vor aller Augen verdorrt."

---

[1]) Litteratur bei Goedeke, Deutsche Dichtungen des Mittelalters 139.

Die andere Fassung (II, 29, § 15) erzählt von einem Bruder Josbert in Dolo monasterio. Als derselbe im Jahre 1286 gestorben, seien aus Mund, Augen und Ohren desselben Rosen gewachsen, und auf jeder dieser fünf Rosen habe ein Buchstabe aus dem Namen Maria gestanden. Eine dieser Rosen, die aus dem Munde, pflückte der Erzbischof von Bourges, und sie blieb frisch, während die vier anderen verdorrten. Die frische Rose wurde in einem Krystall geborgen und auf dem Altar der Klosterkirche aufgestellt.

Eine dritte, sehr verbreitete Wanderlegende haben wir bereits oben mitgeteilt: es ist die von dem frommen, aber ungelehrten Priester, welcher das Officium nur einer einzigen Messe kannte, bei Thomas jenes für die abgeschiedenen Seelen, bei Cäsarius, dem Spanier Berceo[1]) und anderen das zu Ehren der hl. Jungfrau.

Daß die Seelen frommer Sterbender in der Gestalt von Vögeln, namentlich Tauben, entschweben, ein gleichfalls sehr verbreiteter Zug legendarischer Poesie, ist uns bereits in einem der früheren Abschnitte begegnet, als wir die Erlebnisse der Gräfin Mathilde von Holland nach der Schlacht bei Westkappel erzählt haben.

Weniger bekannt als die oben besprochenen Legenden dürfte folgende sein, welche Thomas (II, 53, § 5) vom Apostel Bartholomäus berichtet[2]), andere Schriftsteller dagegen vom Apostel Andreas erzählen. „Es war einmal ein durch sein Leben wie durch seinen Pflichteifer höchst würdiger Priester, welcher den hl. Apostel Bartholomäus ganz besonders liebte und am Festtage desselben mehr Arme speiste als an gewöhnlichen Tagen. Da geschah es, daß an einem dieser Festtage, nachdem der Priester die Messe gelesen hatte, vor der Thüre der Kirche der Teufel sich einstellte in Gestalt einer schönen, anständig gekleideten und sittsam aussehenden Frau. Der Priester begrüßte sie und bat sie zum Essen; die Frau nahm die Einladung an und setzte sich mit dem Geistlichen zu Tisch. Gegen Gewohnheit hatte sich außer ihr kein anderer Bedürftiger eingestellt. Da gedachte der Apostel, wie der Priester ihn verehrte und ihm diente; er erschien daher an der Thüre in Gestalt eines Armen. Auf seinen Ruf kam der Hausdiener herbei, wies den Bettler jedoch ab mit dem Bescheid, er solle nach Tische wiederkommen, um sich ein Almosen zu holen. »Gut,« erwiderte der Apostel, »ich warte so lange. Gehe jedoch einmal zu deinem Herrn hinein und lege ihm die Frage

---

[1]) Milagros di nuestra Sennora. Nachgebildet in Daumers „Marianische Legenden und Gedichte", S. 38. Vergl. K. in Annalen 47, S. 92.

[2]) Die lateinische Fassung dieser Rätsellegende giebt K. in seinen Nachträgen zu den Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen wieder. Annalen 41, S. 54, wo auch weitere Nachweise zu dieser Legende.

vor, was in dieser Welt das Wunderbarste sei und doch nur einen Fuß Raum einnehme?« Der Diener brach in Lachen aus, teilte aber doch seinem Herrn die Frage des Bettlers mit. Als der Priester sie nicht beantworten konnte, raunte jene Frau ihm zu: »Es ist das Gesicht, welches unter so zahllosen Menschen doch so verschieden ist, daß keiner dem anderen vollkommen gleich sieht.« Der Priester ließ dem Bettler diese Lösung des Rätsels zukommen; der Apostel erklärte sie für richtig und ließ dann weiterfragen: »Was ist allen Menschen vorzüglich gemein?« Der Diener überbringt diese Frage; wiederum findet der Priester keine Antwort darauf, bis die Frau ihm zuraunt: »Nichts ist dem Menschen so gemein, wie die Sünde.« Der Diener bringt diese Lösung zur Pforte; der Apostel lobt sie: »Die zwei Rätsel sind richtig gelöst; ich gebe noch ein drittes auf, dann lasse ich dich in Ruhe. Gehe noch einmal zu deinem Herrn und stelle ihm die Frage: Wieviel Meilen beträgt der Weg vom Himmel zur Hölle?« Abermals ergeht es, wie zuvor, und die Frau giebt die Lösung: »Das weiß niemand besser als derjenige, welcher diesen Weg öfter zurückgelegt hat.« »Dein Herr,« sagt der Apostel, als ihm der Diener die Antwort überbringt, »dein Herr hat abermals das Richtige getroffen. Nun aber geh' noch einmal hinein und sag' ihm: Ist derjenige, welcher diesen Weg am öftesten zurückgelegt hat, nicht der Teufel selbst, welcher jetzt in Gestalt eines schönen Weibes an deinem Tische sitzt, dir die Lösungen meiner Fragen ins Ohr raunte und dich verführt haben würde, wenn nicht der Apostel Bartholomäus, dem du immer so treu gedient hast, das verhindert hätte?« Sobald dem Priester diese Meldung zugekommen war, verschwand der Teufel; erstaunt sprang der Priester vom Tische auf und eilte zur Pforte, um seinen Retter zu sehen, aber auch dieser war verschwunden."

In der „goldenen Legende" oder der Lombardica des Jakobus a Voragine findet sich unsere Erzählung zweimal (Ed. Graesse p. 19 sq. 545), einmal auf den hl. Andreas, das andere mal auf den hl. Bartholomäus übertragen. Bartholomäus stellt, wie bei Thomas, an den Teufel die Frage, Andreas dagegen wird vom Teufel befragt. In allen unseren drei Versionen sind die Fragen sich nahe verwandt, doch nicht vollständig dieselben; in der auf Bartholomäus übertragenen Fassung ist die zweite Frage bei Thomas die erste; die erste bei Thomas die zweite mit der Auflösung: „das Gesicht des Menschen, weil es eine kleine Welt ist." Die dritte Frage ist gleich, nur mit anderer Lösung. „Das muß ich wissen," ruft der Teufel, „weil ich vom Himmel in die Hölle gefallen bin, und das muß ich dir zeigen"; mit diesen Worten stürzt sich der Böse heulend in den Abgrund. Auf das zweite Rätsel versucht auch der Priester eine Auflösung: „die Stätte der Kreuzigung, wo Gott

das größte Wunder gewirkt hat." Mehr novellistisch ausgeführt ist die Erzählung vom hl. Andreas. Hier sitzt der Teufel, welcher in weiblicher Gestalt einen Bischof verführen will, an der Tafel desselben und giebt, wie schon bemerkt wurde, dem Heiligen die Rätsel auf. Die erste Frage stimmt mit der ersten bei Thomas. Die zweite lautet: „wo ist die Erde höher als der ganze Himmel?" Antwort: „im empyräischen Himmel, wo sich der Leib Christi befindet," was dann ziemlich weitläufig und etwas gesucht auseinandergesetzt und bewiesen wird. Auf die dritte Frage: „wieviel Raum ist zwischen Himmel und Erde?" läßt der Apostel dem Teufel sagen: „dies müsse er selbst am besten wissen, indem er den Raum durchmessen habe, als er vom Himmel in die Erde geschleudert worden sei." Diese Lösung führt dann, wie in den beiden anderen Fassungen, zur Entdeckung, daß der Teufel mit an der Tafel sitzt.

Bedeutsam ist der Zug, daß die Rätsel bei Tische aufgegeben werden. „Eine Hauptform des Rätselliedes," sagt Uhland in seiner Abhandlung über Wett- und Wunschlieder [1]), „ist die, daß der Wirt und der ankommende Gast sich in Wechselrede prüfen. Die gastfreundliche Sitte des Altertums konnte doch nicht gänzlich beseitigen, daß die beiden Unbekannten einander behutsam entgegentraten, zumal der Obdach suchende Wanderer, der noch keinen Ausweis mit sich trug, sollte durch sein eigenes Wort von seinem Wesen zeugen. Er wird zunächst um Namen, Herkunft, Weg, und nach einer besonders im Norden gangbaren Formel darum befragt: wo er die letzte Nacht geherbergt habe .... Der Gast seinerseits beugt mit doppelsinnigen Erwiderungen und Wortspielen aus, und es entspinnt sich ein Wechsel von Frage und Antwort, worin einer dem anderen auf den Zahn fühlt." In Anmerkung 3 verweiset Uhland auch auf die Erzählung vom hl. Andreas in der „goldenen Legende", wo es heißt: „Man lege dem Fremden (dem verkappten Teufel) eine nicht ganz leichte Frage vor; wenn er sie beantworten kann, lasse man ihn zu; wenn nicht, ist er als unwürdiger Mensch nicht würdig, in der Gesellschaft eines Bischofs zu sein."

Eine in manchen Zügen anmutige Legende oder, wenn man will, geistliche Novelle ist die Geschichte von zwei angeblich schottischen Königskindern, welche, dem Glanz der Krone und des Hofes entflohen, dürftig und verkannt ein verborgenes Leben geführt haben sollen. Sie steht bei Thomas (II, 10, § 3—6) und lautet: „Ich gedenke hier der erlauchten Jungfrau Mathildis (Mechthildis), die, wie versichert wird, noch zu unseren Zeiten gestorben ist. Wie wir aus sicheren Mitteilungen

---

[1]) Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage III, 181.

erfahren haben, war sie die Tochter eines Königs von Schottland und besaß vier Brüder. Der eine von ihnen, der Herzog war, verließ um Christi willen sein Weib und wanderte als Bettler ins Elend; der andere, ein Graf, wurde Einsiedeler; der dritte war Erzbischof, legte aber seine Würde nieder und trat in den Cistercienserorden; der vierte und jüngste, Alexander, sollte, als er sechszehn Jahre alt geworden war, auf Befehl des Vaters die Herrschaft übernehmen. Da sprach seine Schwester Mathilde, eine zwanzigjährige Jungfrau, zu ihm: »Vielliebster Bruder Alexander, was willst du jetzt anfangen? Deine älteren Brüder haben Welt und Heimat verlassen, um den Himmel zu erwerben; sie haben ein Reich auf Erden aufgegeben, um ein Reich im Jenseits zu erlangen. Dir allein ist nunmehr die irdische Königswürde zugefallen; du wirst jedoch der himmlischen Königswürde und deiner Seele verlustig gehen«. Da brach Alexander in Thränen aus und rief: »Ach, Schwester, rate mir, was ich thun soll; ich bin bereit, alles zu erfüllen, was du fordern wirst.« Da freute sich die Schwester sehr, nahm den Bruder mit und führte ihn an einen weit entlegenen Ort, nachdem sie ihm vorher eine armselige Kleidung angelegt hatte. Dort ließ sie ihn die Kühe melken, aus der Milch Lab bereiten und lehrte ihn, daraus trefflichen Käse machen. Von dort kamen sie nach Frankreich in die Nähe des Klosters Fouij [1]), Cistercienser-Ordens, wo die Schwester den Bruder als Melker unterbrachte. Er erwies sich bald als ausgezeichneten Käser. Als er so Laienbruder in der genannten Abtei geworden war, sagte die Schwester zu ihm: »Vielliebster Bruder, beim Herrn werden wir dadurch ein Verdienst erwerben, daß wir Heimat und Eltern verlassen haben; aber dies Verdienst wird noch weit größer, so wir uns jetzt von einander trennen und uns nie mehr wiedersehen.« Da der Bruder dies hörte, weinte er laut und erschien ihm dies schwerer, als alles Uebrige; er gehorchte jedoch, wenn auch höchst ungern, und so schieden sich denn Bruder und Schwester. Mathilde aber ging in einen neun Meilen weit entlegenen Ort, der Lapion hieß, um daselbst ihren ständigen Aufenthalt zu nehmen; sie bewohnte dort ein Häuschen von der Größe eines Gänsestalls und lebte von der Arbeit ihrer Hände. Man konnte sie weder durch Zwang noch durch Bitten dazu bewegen, ein Geschenk oder ein Almosen anzunehmen, und wenn im August den übrigen Armen erlaubt war, Aehren zu lesen, that sie das nicht, sondern sammelte höchstens diejenigen, welche die anderen Leute zurückgelassen hatten. Sie besaß kaum ein Lager, um ihre Glieder auszuruhen zu lassen, und schlief ohne irgend eine Erhöhung für das Haupt. Speise und Trank nahm

---

[1]) Wohl Foigny an der Aisne bei Vervins in der Picardie. Annalen 53, S. 227.

sie nur auf ihren schwieligen Knieen liegend; auf den Knieen verrichtete sie auch ihre vielen und langen Gebete. Während derselben war sie oft so verzückt, daß sie weder Blitze wahrnahm noch Donner rollen hörte. Ich will aber nicht versäumen, etwas sehr Schönes von ihrem Bruder Alexander mitzuteilen. Als ein Mönch an einem gefährlichen Brustgeschwür litt und einmal beim Grabe Alexanders betete, erschien ihm derselbe lichter als die Sonne, in den Händen eine Krone und eine Krone auf dem Haupte. Der Mönch frug ihn, was die beiden Kronen bedeuten sollten; da erwiderte die Erscheinung: »Diejenige, welche ich in den Händen halte, ist meine weltliche Krone, die ich für Christum aufgegeben habe; die andere, auf meinem Haupte, ist die himmlische, welche ich mit den Heiligen gemeinsam habe; damit du aber glaubst, daß diese Erscheinung eine wahre und wirkliche gewesen, wirst du sofort von allen Uebeln, welche dich gequält haben, genesen sein.« Es ist jedoch zu bemerken, daß Alexander bis zu seinem Todestag unerkannt geblieben ist; an diesem Tage bekannte er seinem Abt im Gehorsam, daß er der Bruder der hl. Mathilde sei und der Sohn des Königs von Schottland. Ein Ereignis, das ihm selbst später leid war, hatte den Verdacht, er stamme von edler Herkunft, wach gerufen. Ein vornehmer Adeliger, Herr Hugo von Rumenni[1]) hatte auf der Jagd einen Eber von ungeheuerer Größe zum Stehen gebracht, aber auch, wie es in der Natur dieses Thieres liegt, zum Widerstand. Der Herr stieg ab, machte die Waffe zum Angriff zurecht, geriet jedoch vor dem entsetzlichen Anblick des Thieres in Schrecken; da springt Bruder Alexander, der ganz in der Nähe die Kühe hütete, eiligst herbei, nimmt die Waffe aus der Hand des Zögernden, greift kühn das Thier an und erlegt es. Der Adelige umarmt und küßt den Bruder mit den Worten: »Woher du auch kommen magst, du bist weder als Hirte noch als Bauer aufgewachsen und erzogen worden.« Woher die Schwester, die hl. Mathildis, entstammt und wer sie gewesen ist, das kam neun Jahre vor ihrem Tode an den Tag, indem Ritter, welche in Schottland gewesen waren, sie erkannten; und nun wäre sie alsbald wieder entflohen, hätten die Leute sie nicht mit Gewalt zurückgehalten. Sie hat im Leben wie nach ihrem Tode viele Wunder gewirkt."

Man könnte diese in Bezug auf Alexander an die Legende des hl. Wendelinus[2]) erinnernde Geschichte als eine Art Idyll aus dem Leben der Heiligen bezeichnen; unser Autor ist die einzige Quelle für dieselbe, doch berufen sich die Geschichtschreiber des Cistercienserordens und nach

[1]) Der Name wird sehr verschieden geschrieben: Kirmenni, Rumennia, Birmenni. Kaufmann fügt in Klammern bei: Rumigny.

[2]) Vgl. Stadler, Heiligen-Lexikon V, 776.

ihnen die Hagiographen auf Lokaltraditionen in der Abtei Foigny[1]) und im besonderen auf einen angeblichen Grabstein Alexanders, worauf er als König von Schottland bezeichnet gewesen sein soll[2]).

Wir haben in dem Bisherigen bereits einigemale an das Gebiet der Novelle gestreift — gehen wir jetzt auf dieses Gebiet über. Für geistliche Schriftsteller, wie Cäsarius und Thomas, waren begreiflicherweise die geistlichen Erzähler, an deren Spitze Papst Gregor der Große mit seinem Dialogus stand, die unmittelbaren Muster und Vorbilder; auf Cäsarius hatten noch im Besonderen die bekannten Wunderbücher seines Ordens gewirkt. Nicht bloß auf den Burgen des Adels und in den Tabernen der Bürger spielte der Erzähler eine große Rolle; auch in den Klöstern liebte man es, Beispiele, vorzugsweise erbauliche, hin und wieder auch schwankhafte, einander zu erzählen, um sich daran zu erfreuen und zu erholen. Bei Cäsarius fordern sich besonders auf Reisen die Ordensleute auf, etwas ad aedificandum zum Besten zu geben. Stücken von ursprünglich weltlichem Inhalt wurde dann wohl eine geistliche Umwandlung zu teil, wie man in späteren Jahrhunderten Volks- oder beliebte Kunstlieder weltlichen Inhalts in geistliche umdichtete. Erzählungen und Beispiele aus der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi, den Gestis Romanorum und ähnlichen Sammlungen waren in den Tagen jener beiden geistlichen Novellisten bereits Gemeingut des Volkes geworden und konnten so auch in die Klöster dringen, ohne daß den Niederschreibenden die eigentliche Quelle vorgelegen hätte. Ihren Ursprung hatte die größere Mehrzahl der damaligen Novellen im phantasievollen, dichterisch erfindungsreichen Morgenland, von wo sie über Meer durch die Kreuzfahrer, zu Lande von der pyrenäischen Halbinsel aus sich im Abendlande verbreitet hatten.

„Ein sehr kluger, edler Jüngling," so lesen wir (II, 43, § 2), „folgte seinem Vater in der Königswürde. In seiner Residenz war einmal Jahrmarkt und der König ging mit den Herren seines Hofes dahin, um sich die Buden der Verkäufer zu beschauen. Da sieht er in einer derselben einen alten Mann und fragt ihn, was er zu verkaufen habe. »Ich werde Philosoph genannt,« erwiderte der Greis, »und verkaufe Weisheit.« Darüber lachte der König und sprach: »Das ist etwas für mich; einem jungen König thut Weisheit not. Wieviel verkaufst du für hundert Mark?« — »Dafür verkaufe ich dir nur einen Spruch; beachtest du ihn aber wohl, so wirst du stets vortrefflich re-

[1]) Acta SS. Mai. I, 434. Manrique, Annales Cisterc. a. a. 1217. Stadler, Heiligen-Lexikon I, 132. IV, 386.

[2]) Chalemotus, Series Sanctorum et Beatorum ord. Cisterc. Paris 1666.

gieren: Thue nichts unbedachtsam, sondern denke immer an die Folgen. Willst du noch mehr, so biete mehr.« Alle brachen in lautes Gelächter aus; der König aber erkannte die tiefe Bedeutung jenes Satzes und gab Befehl, dem Verkäufer die geforderte Summe auszuzahlen. Den Spruch ließ alsdann der König in seinem Schloß über den Thüren, auf Tischen und goldenen Bechern, ja selbst auf Handtüchern anbringen. Nun geschah es im Laufe der Zeit, daß der junge König, zunehmend an Tugend und Weisheit, den Entschluß faßte, sich des armen, durch die Mächtigen schwer bedrängten Volkes anzunehmen und in allem Gerechtigkeit walten zu lassen. Darüber gerieten die Edlen des Landes in größte Aufregung, und da sie gegen den König, weil er beim Volke sehr beliebt war, nicht offen vorgehen konnten, bestachen sie heimlich den königlichen Barbier, daß er seinem Herrn den Hals abschneide. Als der König sich wieder einmal den Bart scheren ließ, erblickte der Barbier auf dem Handtuch, welches er dem König um den Hals gebunden hatte, den Spruch: Thue nichts unbedachtsam, sondern denke immer an die Folgen. Der Barbier erschrak heftig, wurde blaß und zog seine zitternde Hand, welche das Messer hielt, zurück. Der König, dadurch überrascht, nahm den Mann ins Verhör und erpreßte endlich durch die Folter das Geständnis der beabsichtigten Unthat. So erprobte denn der König durch die That, wie die Weisheit das höchste Gut ist, und selbst das Wünschenswerteste ihr nicht gleich kommt."

Schmeller[1]) bringt nach vorheriger Hinweisung auf die von Jakob Grimm zu Ruodlieb gesammelten Ratschläge ähnlicher Art noch eine Reihe anderer, unter welchen diejenigen in der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi, dieses bekannten, mit der damaligen orientalischen, namentlich arabischen Literatur höchst vertrauten spanischen Geistlichen, der, als Jude geboren, um 1100 gelebt haben soll, die erste Stelle einnehmen. Es folgt Kapitel 103 der Gesta Romanorum, in welchem ein König sich um je tausend Gulden drei Sprüche kauft, deren Befolgung ihm dreimal das Leben rettet. Der erste unter diesen Sprüchen lautet: „Alles, was du thust, thue vorsichtig und siehe auf's Ende." Also derselbe Satz, den wir bei Thomas fanden und den wir noch heute so gern im Munde führen: ‚‚Quidquid agis prudenter agas et respice finem.'

Unser Stoff begegnet uns sodann bei Ulrich Boner[2]) in dessen Fabel ‚‚von einem kunig und von einem scherer", wo der Spruch lautet:

‚‚Du solt daz ende dîner werk ansehen
und waz dir dar umbe müge geschehen."

---

[1]) Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum I, 407 ff.
[2]) Boners Edelstein Nr. 100, Goedeke 675.

Bei Dunlop-Liebrecht 502, 503 finden sich noch andere Varianten. Hans Sachs[1]), der unsere Geschichte aus den Gestis Romanorum kennt, giebt den Spruch folgendermaßen:

„Mensch, was du thust, bedenk das End,
Das wird die höchst' Weisheit genennt.“

Die Vorstellung, man könne die Weisheit gleich einer Ware kaufen, findet sich auch in folgender Erzählung, welche der deutsche Augustiner Gottschalk Holen oder Holem (um 1495) in einer seiner Predigten mitteilt und die ich in jungen Jahren poetisch bearbeitet habe. „Ein Mann aus der Umgegend von Köln besitzt eine treffliche Gattin, pflegt aber doch einen sträflichen Umgang mit zwei leichtfertigen Frauenzimmern. Er will einmal in Geschäften nach Köln gehen und fragt die beiden Buhlerinnen, was sie aus der Stadt mitgebracht wünschten? Die eine wünscht sich einen kostbaren Pelzmantel, die andere ein mit Gold gesticktes seidenes Kleid. Er richtet die gleiche Frage auch an seine Gattin. Da erwidert diese:

Ach, kauftest du nur klugen Sinn
Und ließest dann die Buhlerin.

Ach, kauftest du der Weisheit Hort,
Und hieltest dein gegeb'nes Wort!

„Er findet in Köln bald einen Hermelinmantel und ein seidenes Kleid, aber wo ist der kluge Sinn, wo der Weisheit Hort zu kaufen? Er sucht lange hin und her, wo diese seltene Ware ausgeboten werde; da giebt ihm endlich ein Narr den Rat, er solle sich als Bettler verkleiden und als solcher zuerst die beiden Buhlerinnen, dann aber seine rechtmäßige Frau aufsuchen; er würde alsdann erproben, ob der Narr ihm gute oder schlechte Ware verkauft habe. Als sich der Mann den beiden ersteren in Bettlergestalt zeigt und ihnen klagt, er sei vollständig verarmt, weisen sie ihn in schnödester Weise von ihren Thüren ab; als er jedoch vor sein eigenes Haus kommt und seiner Frau das Unglück klagt, wie anders ist da der Empfang:

Geliebter Mann, herein, herein!
Mein Kleid soll gleich zerschnitten sein!

Weh dir in dieser Schmachgestalt!
Viel lieber geh' ich bloß und kalt,

Viel lieber geh' ich kalt und bloß —
Da ward des Gatten Freude groß;

Er küßt sie herzig auf den Mund:
Heil mir, ich that den besten Fund,

---

[1]) Büsching 340. Vgl. Gesta Rom. c. 103, ed. Gräße I, 200.

Ich kaufte klugen Sinn mir ein —
Dein sei der Pelz, des Goldes Schein;

Es sei mein Herz dir ungeteilt —
Einst war es krank: es ist geheilt!

Novellistisch gehalten ist folgendes Beispiel (II, 53, § 30), welches Thomas einem viel gereisten Predigermönch verdankt.

„Es war einmal ein reicher und sehr mächtiger Herzog. Er lebte jedoch höchst verschwenderisch und weltlichem Ruhm ergeben, bis eine Predigt in ihm den ernsten Vorsatz hervorrief, ein anderes und besseres Leben zu beginnen. Er berief also die Seinigen zu sich und erklärte ihnen: »Ich sehe ein, daß ich in der bisher von mir geführten Lebensweise mein Heil nicht wirken kann, denn sie ist eine unnütze und verwerfliche gewesen. Ich will also meine Ausgaben beschränken, meinen Hofstaat vermindern, gewaltsam Weggenommenes zurückerstatten und durch Almosen die Sünden, deren ich mich schuldig gemacht habe, gut zu machen suchen.« Und so geschah es. Als jedoch die Seinigen diese Veränderung sahen, fingen sie an, ihren Herrn herabzusetzen und böswillig über ihn zu reden; der Herzog aber ließ sich dadurch in seinem guten Vorhaben nicht stören. Nachdem er alles unrechtmäßig erworbene Gut zurückgegeben hatte, begann er reichliche Almosen zu verteilen und namentlich zur Abhaltung von Messen für die armen Seelen Kaplaneien zu stiften. Dies aber ärgerte den Teufel, und er suchte deshalb die Edlen des Landes gegen ihren Herzog aufzustacheln. Sie machten eine Verschwörung gegen ihren Herrn und wandten sich dann an einen König, welcher demselben in hohem Grade feind war, jedoch an Macht und Größe nicht gleich kam. Sie gingen zu diesem König und sprachen: »Lange schon trägst du gegen unseren Herrn tiefen Groll in deinem Herzen, doch gelang es dir bis jetzt nicht, etwas gegen ihn auszurichten. Nun aber ist der günstige Augenblick dazu gekommen. Der Herzog ist den Fabuleien seiner Pfaffen gänzlich verfallen; er bringt sich nach und nach in der verkehrtesten Weise um das Seinige; er verleiht keinem seiner Edlen mehr ein Lehen oder ein Ehrenamt — darum wird es euch durch uns leicht werden, daß sich das ganze Volk gegen ihn erhebt.« Als der König solches vernahm, wurde er hoch erfreut, und nachdem er über die Sache Rat gepflogen, sandte er Boten an den Herzog, welche ihm meldeten: der König verlange für eine Reihe von Beeinträchtigungen Entschädigung; falls der Herzog nicht sich und die Seinigen freiwillig ergebe, würde ein Tag bestimmt, um die Sache zum Austrag zu bringen. Da berief der Herzog die Edlen und Vornehmen seines Landes zu sich und teilte ihnen die Botschaft des Königs mit; sie aber erklärten wie aus einem Munde: »Du hast uns bisher gleich Sklaven und Narren

behandelt; nur den Verführern der Welt, den Pfaffen, bist du gefolgt; mögen sie dir jetzt aus deiner Not helfen!« Der Herzog erschrak hierüber sehr, begab sich auf ein festes Schloß und flehte um den Beistand Gottes, der jetzt sein einziger Helfer war. Inzwischen kam jener bestimmte Tag immer näher, und als der Herzog einmal mit einigen seiner Getreuen auf den Mauern und Türmen seines Schlosses Umschau hielt, erblickte er ein gewaltiges Heer weißgekleideter Kämpfer auf weißen Rossen und mit roten Kreuzen auf den Schilden aus der Ferne heranrücken. Erstaunt sagte der Herzog zu seinen Begleitern: »Seht auch Ihr, was ich sehe?« Sie verneinten dies. Als sie aber inbrünstig zum Herrn gebetet hatten, erblickten auch sie das Heer jener weißgekleideten Krieger. Da ging der Herzog mit etlichen der Seinigen aus der Burg und sank auf seine Kniee; einer aus dem Heer aber trat vor, hob den Herzog auf und sprach: »Fürchte dich nicht, gläubigster der Fürsten, wenn auch der König heranrückt; auf Befehl Gottes stehen dir alle diese bei, welche du mit deinen Almosen und Seelenmessen aus dem Fegfeuer erlöst hast. Kommt der bestimmte Tag, so werden sie und noch viele andere mit uns als deine Helfer erscheinen.« Als er dies gesprochen, verschwand er mit seiner ganzen Schar; der Herzog aber kehrte in seine Feste zurück und pries mit den Seinigen Gott den Herrn. Der bestimmte Tag erschien; der König rückte siegesgewiß heran, mit ihm unzählige jener Ritter, welche das Volk gegen den Herzog aufgewiegelt hatten. Der König verteilte sein Heer in der um das herzogliche Schloß liegenden Ebene; aber auch sein Gegner, der Herzog, kommt aus seiner Burg mit einer kleinen Anzahl von Leuten; sein Antlitz ist heiter und zeugt von festem Mut. Sofort aber sammelt sich um dieses Häuflein eine so gewaltige Menge von Streitern, daß gegen die Kräfte der Himmlischen die des Königs ganz unbedeutend und schwach erscheinen. Der König und die Seinen werden bei diesem Anblick vom heftigsten Schrecken erfaßt, und in richtiger Ahnung, daß hier die göttliche Allmacht eingegriffen habe, werfen sie die Waffen fort, fallen mit emporgehobenen Händen auf die Kniee und ergeben sich und die Ihrigen der Gnade des Herzogs; dieser aber, gegen welchen der Himmel so gnädig gewesen, war nun auch gnädig gegen seine Feinde. Nachdem man sichere Friedensbedingungen festgestellt hatte und Bürgen dafür gesetzt worden waren, verschwand das himmlische Heer; die beiden irdischen aber vereinigten sich, um gemeinsam Gott zu danken und dessen Herrlichkeit in seinen Wundern zu preisen; dann zogen beide fröhlich nach Hause."

Diese Erzählung hat, wie sehr sie auch christliche Gestalt angenommen, mythischen Hintergrund. Abgesehen von der Parteinahme der Götter in den Kämpfen um Troja, denke man vor allem an Odhin, wie er an den

Kriegen und Fehden seiner Günstlinge persönlichen Anteil nimmt. Der hl. Sabin bei Paulus Diaconus (IV, 16) streitet mit für die Longobarden, und so ließen sich noch mancherlei Sagen von überirdischer Hülfe in Schlachten aufführen. Der sinnigen Legende von dem unwissenden, nur die Messe für die Abgestorbenen kennenden Priester, wo die armen Seelen als Mitschwörende und Bürgen auftreten, werden sich unsere Leser noch erinnern.

Zu den novellistisch gefärbten Erzählungen bei Thomas gehört auch folgendes Beispiel, das zeigen soll, wie schwer die Undankbarkeit der Kinder gegen die Eltern bestraft wird (II, 7, § 5):

„In der Normandie war einmal ein sehr reicher Mann, jedoch nicht von Adel. Er besaß einen einzigen, von ihm sehr geliebten Sohn, den er bis zu den Jahren der Mannbarkeit trefflich und fein erzogen hatte. Da kam zu ihm ein Ritter aus der Nachbarschaft und sagte: »Ich besitze eine schöne und gescheite Tochter, durch welche du, so es dir gefiele, dein Geschlecht sehr heben könntest. Wir sind bereit, sie deinem Sohne zu geben, falls du ihm deine sämtlichen Güter zu Eigen giebst; er wird für dich und seine Mutter reichlich sorgen.« Der Vater trug Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen; endlich setzte man ihm so zu, daß er, wenn auch nicht gerne, seine Einwilligung erteilte. Die Vermählung kam zu stande und im ersten Jahre gaben die jungen Leute ihren Eltern reichlich und genug; aber schon im zweiten Jahre wurde es weniger, im dritten war es kaum mehr das Notwendigste, im vierten endlich wies sie der Sohn auf Antreiben der Schwiegertochter aus dem Hause und setzte sie in eine elende Hütte, worin sie der jungen Herrschaft weniger lästig fallen sollten; auch meinten Sohn und Schwiegertochter, es würde dort weniger unter die Leute kommen, daß sie die Eltern schlecht hielten. In jenem Häuschen lebte nun der alte Mann mit seiner gleichfalls schon betagten Frau im tiefsten Elend; er wagte es kaum mehr, die Wohnung des Sohnes zu betreten und ließ durch einen der geringsten Diener um das Unentbehrlichste bitten. Eines Tages sah die Mutter von ihrem Häuschen aus, wie im Herrenhause eine Gans an den Spieß gesteckt wurde; da sagte sie zu ihrem Manne: »Ich alte Frau kann mich schon mit wenigem begnügen; gehe hinüber zu unserem Sohne und sättige dich einmal an einem Stück von der Gans, die eben an den Spieß gesteckt worden ist.« Der Greis stand auf, ging auf seinen Stab gestützt, hinüber; sobald ihn aber der Sohn kommen sah, nahm er rasch die Gans vom Feuer, verbarg sie und ging dann dem Alten entgegen, um zu fragen, was er wünsche? Der Vater, welcher alles bemerkt hatte, verschwieg nun den Grund seines Kommens und ging wieder in sein Häuschen zurück. Da befahl der Sohn einem Mädchen, die Gans

wieder ans Feuer zu bringen. Als aber die Magd in die Kammer trat, um dem Befehl nachzukommen, erblickte sie an der Brust der Gans eine mächtige Kröte hängen; der junge Herr eilte herbei und wollte das Untier wegschaffen, aber da sprang ihm die Kröte ins Gesicht und blieb daran haften. Keine ärztliche Kunst oder sonstige Mittel vermochten sie von dort weg zu bringen. Sehr merkwürdig aber war der Umstand, daß, wenn das Tier berührt oder ihm wehgethan wurde, auch der Mann darunter zu leiden hatte. Im höchsten Grade außer sich, aber auch reumütig eilte der Unglückliche zu seinem Bischof und beichtete ihm in tiefster Zerknirschung. Der Bischof gab ihm auf, die Normandie und Frankreich zu durchwandern und den Leuten zu zeigen, wie es ihm ergangen sei. Man sollte sich daran ein Beispiel nehmen und lernen, wie sündhaft und gefährlich es ist, den Eltern mit Undank zu lohnen und die Mühe, welche sie sich mit ihren Kindern gegeben haben, nicht reichlich durch Achtung und Liebe zu vergelten. Unser Bruder Johannes von Magno Ponte hat, wie wir von ihm selbst gehört, in seiner Jugend den Mann mit der scheußlichen Kröte zu Paris gesehen und die Geschichte aus dem Munde des Unglücklichen vernommen. Später hörten wir von anderer Seite, die Gebete eines Heiligen hätten ihm endlich geholfen."

Dieselbe Geschichte wird bei Cäsarius (Dial. VI, 22) mit einigen unwesentlichen Abweichungen (Mutter statt Vater, Huhn statt Gans, Schlange statt Kröte) von einem angeblichen Heinrich von der Mosel erzählt. Rührend aber ist der Beisatz, daß, als der Unglückliche zu verschiedenen Gnadenorten gebracht worden, um dort Hülfe zu suchen, die alte Mutter ihn treulich begleitet habe[1]).

Zu den berühmtesten Erzählungen jener Tage und zu denjenigen, welche sich bis auf neuere Zeiten in der Erinnerung des Volkes erhalten haben, gehört die von dem allzu strengen Richter Erkenbald oder Herkenbald, einem zweiten Brutus oder Zalenkos (Zelongus in den Gest. Rom. 50). Cäsarius (a. a. O. IX, 38) erzählt sie von einem Erkenbald von Burban, in welchem man einen Bourbon sehen will. Thomas (II, 36, § 4) spricht nur im allgemeinen von einem Grafen; Fulgosius I, 6[2]) macht einen Herzog von Brabant zum Träger der Geschichte; die angeblich noch lebende Volkstradition endlich überträgt sie auf einen Bürgermeister von Brüssel. Wir geben sie nach der ältesten Fassung, welche zur Zeit uns vorliegt, also nach Cäsarius:

„Erkenbald von Burban, ein edler und mächtiger Mann, besaß einen

---

[1]) Vgl. K. in den Annalen 47, S. 175. Sehr interessante, kürzlich aufgefundene Wandbilder des Mittelalters, welche die Geschichte vom undankbaren Sohn darstellen, bewahrt das Kölner Museum. — [2]) Nach Colvenerius in den Anmerkungen zu Thomas 54.

solchen Eifer für die Gerechtigkeit, daß kein Ansehen der Person bei ihm galt. Als er einmal schwer erkrankt auf seinem Bette lag, vernahm er in der Nähe seiner Stube einen großen Lärm und das Geschrei einer weiblichen Person. Auf seine Frage, was vorgefallen, wollte ihm niemand der Anwesenden eine Antwort geben. Da rief er einen Diener herbei und sprach zu ihm: »Ich befehle dir, wenn du nicht um dein Augenlicht kommen willst, mir sofort die reine Wahrheit zu sagen.« Zitternd entgegnete der Diener: »Mein junger Herr, der Sohn euerer Schwester, wollte einer Frau Gewalt anthun, und dies war die Veranlassung zu jenem Lärm.« Hierüber geriet Erkenbald in heftigen Zorn und gebot seinen Rittern: »Geht und hängt ihn sofort an den Galgen!« Die Ritter gingen scheinbar gehorsam hinaus, sprachen aber untereinander: »Töten wir diesen jungen Edelmann und stirbt unser Herr bald, wie dies voraussichtlich ist, so werden wir selbst mit dem Tode bestraft, oder doch wenigstens des Landes verwiesen.« Sie teilten also dem jungen Manne die Sache mit und baten dringend, er möge sich vor dem Onkel nicht mehr sehen lassen. Einige Stunden später kehrten sie zu ihrem Herrn zurück und versicherten: sie hätten jenes Todesurteil vollzogen. Am fünften Tage nachher dachte aber der Jüngling, der Zorn des Onkels habe sich gelegt oder die Angelegenheit sei in Vergessenheit geraten, und schaute einmal, als die Thüre offen stand, in die Krankenstube hinein. Da rief ihn der Kranke, welcher dies bemerkt hatte, mit freundlichen Worten zu sich und lud ihn ein, sich neben ihn zu setzen. Während er ihn nun mit der einen Hand streichelte, zog er mit der anderen ein Messer hervor und stieß es dem jungen Manne so heftig in die Kehle, daß derselbe sofort tot hinsank. Unter großem Jammern und Wehklagen trug man die Leiche weg und das ganze Land geriet in Aufregung und Entsetzen, als die Kunde dieser That sich verbreitete. Inzwischen wurde Erkenbalds Krankheit immer bedenklicher, und er schickte zum Bischof, damit dieser ihm die letzte Wegzehrung erteile. Er beichtete unter großer Zerknirschung und reichlichen Thränen, sprach aber kein Wort über den Tod des Jünglings. Erstaunt frug der Bischof: »Warum schweigt Ihr darüber, daß Ihr eueren Neffen umgebracht habt?« — »War denn das ein Verbrechen?« antwortete der Kranke. »Gewiß,« erwiderte der Bischof, »und noch dazu ein großes Verbrechen.« — »Darüber denke ich anders,« versetzte er. »Ich sehe kein Verbrechen darin und brauche darum Gott nicht um Vergebung zu bitten.« Als der Bischof sich weigerte, ihm das heilige Sakrament zu spenden, erklärte ihm Erkenbald: »Wisset, Herr, daß ich den jungen Mann nicht aus Haß oder Zorn getötet habe, sondern einzig und allein aus Furcht vor Gott und Eifer für die Gerechtigkeit.«"

Die angeblich noch in Brüssel fortlebende (J. W. Wolf, für dessen niederländische Sagen, S. 114, durch Dr. Coremans mitgeteilte) Volkstradition hat die Sage bedeutend abgeschwächt. Der Bürgermeister von Brüssel nimmt die Bestrafung nicht mehr selbst vor, sondern läßt über den Verwandten ordnungsmäßig Gericht halten. Die Schöffen erklären den Angeklagten für schuldig, jedoch unter mildernden Umständen, und empfehlen ihn der Gnade des Richters; dieser aber besteht zu allgemeinem Erstaunen und Entsetzen auf Vollstreckung des Todesurteils. Rogier van der Weyden († 1529) hat die Geschichte Erkenbalds zum Vorwurf eines Gemäldes für das Rathaus in Brüssel gewählt [1]); in Löwen soll sie nach Colvenerius 52 auf einer Tapete dargestellt gewesen sein.

Die Perle einer Novelle bei Thomas ist eine Freundschaftssage, welche nach unserer Ansicht einen Vergleich mit den aus dem Altertum überlieferten Beispielen hochherziger Freundschaft nicht zu scheuen braucht. Wir geben sie nach der Uebersetzung von Paul Kirsch [2]):

„Vor nicht allzu langer Zeit lebte ein junger Kaufmann, welcher durch Geistesgaben und Reichtum ausgezeichnet war und seine Leute nach allen Teilen der Welt auf Handelsgeschäfte aussandte. Von diesen kamen einige nach dem Morgenlande und machten dort die Bekanntschaft eines an Gütern und Schätzen über alle Maßen reichen, dabei freigebigen und treuherzigen Heiden. Sie erzählten ihm, daß ihr Herr auch so ein trefflicher Mann sei, und bald gingen Geschenke zwischen dem heidnischen und dem christlichen Kaufmann hin und her. Der letztere wurde endlich von solcher Liebe und Bewunderung für seinen unbekannten Freund ergriffen, daß er, um ihn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, mit großem Geleit und reichen Geschenken nach dem fernen Morgenlande aufbrach. Der Heide empfing ihn mit großer Auszeichnung, lernte in ihm bald einen biederen, verständigen Mann schätzen und behielt ihn längere Zeit unter Aufwendung großer Kosten bei sich. Als die Stunde der Trennung gekommen war, führte er ihn zu seinen unvergleichlichen Schätzen; da aber der Gastfreund sich weigerte, etwas anzunehmen, zeigte er ihm zuletzt in einem verborgenen Gemache sieben Jungfrauen von edler Geburt und holdseliger Gestalt, die er zu gelegener Zeit nach der Sitte seines Landes heiraten wollte, und sprach: »Aus diesen magst du dir eine zur Frau wählen.« Ohne Verzug entscheidet sich der Christ, dessen Herz und Augen bezaubert waren, für dasjenige Mädchen, welches an Schönheit und anmutiger Geberde die

---

[1]) Woltmann, Holbein 2. Aufl., S. 154. Eine bemerkenswerte Darstellung besitzt auch das Kölner Museum. — [2]) Des Thomas v. Ch. Buch der Wunder 42.

anderen übertraf. Wehmütig bemerkte ihm der Heide: »Ich habe dir die Wahl gestattet und du hast mir die Liebste von allen genommen. Du als verständiger Mann wirst erfahren, was du gewonnen; ich als der minder Verständige will deinetwegen zu vergessen suchen, was ich verloren habe.« Nach diesen Worten übergab er dem Christen seine Braut mit würdigen Geschenken. Letzterer kehrte heim, ließ das Mädchen taufen, vermählte sich mit ihm und fand in demselben ein Weib von wunderbarer Tugend. Er selbst nahm täglich zu an Ruhm und Besitztum und wurde der erste Mann seiner Stadt. Der Heide dagegen, welcher sehr oft erwog, was er an der erwähnten Jungfrau verloren hatte, fing an, sich unendlich zu härmen und kam vor Traurigkeit allmählich an Geist und Körper herunter. Sein Vermögen, um das er sich nicht mehr kümmerte, nahm von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag ab, bis er endlich in die äußerste Not geriet und als ein Narr von seinen ehemaligen Freunden aus der Heimat vertrieben wurde. Als er nun nicht wußte, was er beginnen sollte, kam ihm der Gedanke, er müßte seinen Freund aufsuchen, dessentwegen er solches Mißgeschick erdulde; es sei doch nicht anzunehmen, daß dieser seiner vergessen habe oder seinem Unglück das Mitleid versagen werde. Er machte sich also auf, kam an den Ort, wo jener wohnte, und klopfte an die Thüre seines alten Freundes; aber obgleich er seinen Namen nannte, wurde er von dem Diener abgewiesen. Zum Tode betrübt, legte er sich, da es bereits dunkel geworden war, unter der weiten Vorhalle der Kirche nieder. In der Stille der Nacht aber lauerte ein Räuber einem Vorübergehenden auf, ermordete denselben und ging unbemerkt von dannen. Da nun beim Tagesgrauen die Leiche neben dem Heiden aufgefunden wurde, ergriff man diesen und bezeichnete ihn vor dem versammelten Volke als den Verbrecher. Während er, von Verzweiflung übermannt, zu dieser Anklage stillschweigt, wird sein Freund, der sich unter den Anwesenden befindet, auf ihn aufmerksam; eine kurze Betrachtung belehrt ihn, wen er vor sich hat, und durch die Menge sich Bahn brechend, ruft er in dem Augenblicke, wo jener zum Tode geführt werden soll: »Haltet ein! Dieser ist unschuldig; ich habe die That verübt.« Kaum hatte er sich unter großer Trauer und Wehklage des Volkes hingeworfen, um den tötlichen Streich zu empfangen, als der wirkliche Mörder, der auch zugegen war und nun durch göttliche Fügung Gewissensbisse darüber empfand, daß ein so edler Mann unschuldig sterben sollte, hervortrat und rief: »Beide sind unschuldig; ich bin der Nichtswürdige, der den Mord begangen hat.« Die Richter und die Vornehmen der Stadt, deren Verwunderung auf das Höchste gestiegen war, lassen die drei Männer verhaften; eine genaue Untersuchung ergiebt jedoch bald den

wahren Sachverhalt; die Unschuldigen werden entlassen, der Mörder aber in Anbetracht des ungewöhnlichen Vorfalles begnadigt. Nun empfing der Christ seinen Freund mit offenen Armen; er bewog ihn, sich taufen zu lassen, gab ihm eine vornehme Verwandte zur Frau und trat ihm die Hälfte seines Vermögens ab."

Diese Geschichte findet sich bereits in der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi, c. 3, und ist aus ihr in die Gesta Romanorum, c. 171 übergegangen; von den beiden Handelsfreunden wohnt der eine in Aegypten, der andere in Bagdad. Bei Boccaccio (Decam. X, 8) sind die Helden der Geschichte zwei abendländische Studiengenossen, Titus aus Rom und Gisippus aus Athen. Nicolaus Pergamenos im Dialogus creaturarum (c. 56, ed. Gräße 199) erzählt die Geschichte in aller Kürze; ausführlicher dagegen Heinrich von Beringen in seinem um 1300 entstandenen „Schach-Gedicht" (v. 5122–6083, ed. Paul Zimmermann 174 ff.); und so noch viele andere.

Schon Dunlop macht darauf aufmerksam, daß die Braut ohne weitere Umstände, wie eine Sache, von einem Freund dem anderen abgetreten werde, und sieht darin den Beweis für den orientalischen Ursprung unserer Novelle. Gräße in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Gesta Romanorum glaubt, die morgenländische Quelle finde sich entweder in der Geschichte von Attaf aus Damaskus in „Tausend und einer Nacht" (Bresl. Uebers. XIII, 1—23) oder in „Tausend und einem Tag" in der Erzählung vom König Nasiraddole von Mussel und dem Kaufmann Abderrahman von Bagdad (Nr. 976 f. bei Loiseleur Deslongchamps).

Wie hoch die Gastlichkeit und überhaupt die christliche Charitas von Gott geschätzt wird, sollte durch folgendes Beispiel (II, 21, § 3) erläutert werden: „In Rom war einmal ein Mann, welcher Geistliche und arme Leute, gleichviel wer sie sein mochten, gastfreundlich aufnahm und bewirtete. Als er jedoch hochbetagt geworden war, hatte sich sein Vermögen so vermindert, daß er nicht bloß keine Gastfreundschaft mehr ausüben konnte, sondern auch mit den Seinigen kaum mehr etwas zu leben hatte. Während er nun eines Nachts halbwach und sorgenvoll im Bette lag, hörte er eine Stimme, welche also zu ihm sprach: »Ich habe die große Liebe angesehen, mit welcher du so lange Zeit hindurch unermüdlich Gastlichkeit erwiesen hast und wodurch du endlich in Armut geraten bist. Ich will diese deine Liebe nicht erst im künftigen, sondern bereits in diesem Leben belohnen. Begieb dich zu jenem reichen Manne und biete ihm an, du wollest deinen besseren Weinberg mit seinem schlechteren vertauschen; er wird gerne hierauf eingehen; hast du aber den Weinberg, dann grabe in der Mitte desselben eine große Grube,

und du wirst darin finden, was kostbarer ist, als alle Schätze der Stadt Rom.« Als der Mann nicht sogleich Folge leistete, erscholl derselbe Ruf zum andern und zum dritten Mal. Da entschloß sich der Mann, zu dem Reichen zu gehen und ihm den Tausch anzutragen. »Darauf gehe ich recht gerne ein,« erwiderte der Reiche, »und will dir auch noch zahlen, was der deinige mehr wert ist als der meinige.« Der Arme lehnte dies ab, und so kam der Tausch zu stande. Er teilte nun seinem Sohne und seinen beiden Töchtern jenes Geheimnis mit, und sie fingen an eifrig zu graben. Als sie dies einige Zeit ohne Erfolg fortgesetzt, begannen die Kinder gegen den Vater unwirsch zu werden; dieser aber erwiderte: »Ich kann unmöglich glauben, daß ich getäuscht worden bin.« Sie gruben also weiter und fanden endlich in beträchtlicher Tiefe unter großen Steinen ein mit Wasser gefülltes Marmorgefäß, in der Oeffnung desselben aber eine kleinere gläserne Flasche, worin sich Balsam befand; in der Oeffnung dieser Flasche endlich war ein kleines Thongefäß, welches drei kostbare Steine von ungewöhnlicher Größe enthielt: einen Smaragd, einen Saphir und einen Karfunkel. Da sie das Wasser in dem Marmorgefäß für nichts achteten, gossen sie es aus; sobald aber dasselbe das eiserne Geräte, womit sie gearbeitet hatten, berührte, verwandelte sich dieses in schönstes Gold. Es war nämlich dieses Wasser aus Blut und Fleisch eines Basilisken nach Art des Rosenwassers bereitet, wie die Alchymisten ihr sophistisches Gold machen. Gott aber wollte nicht, daß jener fromme, unschuldige Mann durch solch ein Wasser besudelt werde; darum ward es ausgegossen und verschwand. Als der Mann mit jenem Balsam, den er für gewöhnliches Oel hielt, seine geschwächten Augen einige Tage eingerieben hatte, erhielt er sein früheres gutes Gesicht wieder. Nachdem jedoch sein Priester entdeckt hatte, daß es ein höchst heilkräftiger Balsam sei, verkaufte ihn der Mann zu außerordentlich hohen Preisen, und für die Edelsteine wurde ihm soviel gezahlt, daß er wie zuvor ein reicher, angesehener Mann war. Er pries Gott und hinterließ Kinder und Enkel als reiche Leute."

Hier endet K.'s Manuskript; dem Herausgeber bleibt nur noch der Ausdruck des Bedauerns übrig, daß die zweifellos — vgl. die Vorbemerkung — bestehende Absicht einer Fortsetzung durch den Tod des unermüdlichen Forschers durchkreuzt worden ist.



Inhalts-Verzeichnis.













